

MOTIVE FÜR DIE BERUFSWAHL

Eine qualitative Studie
Dr. Konrad Hofer

**Im Auftrag der Arbeiterkammer Wien
Abt. Bildungspolitik**

Wien, im Jänner 2009

MOTIVE FÜR DIE BERUFSWAHL

Eine qualitative Studie
Dr. Konrad Hofer

Im Auftrag der Arbeiterkammer Wien
Abt. Bildungspolitik

igual
institut für qualitative
arbeits- und
lebensweltforschung

Wien, im Jänner 2009

Inhalt	Seite
1. Einleitung	4
1.1. Fragestellung	8
1.2. Methodische Vorgangsweise	10
2. Berufswahl in der Kindheit	18
2.1. „ <i>Von diesem Moment an wollte ich Schmied werden</i> “	
– Berufswahl in frühester Kindheit	18
2.2. Weitere Beispiele einer frühen Berufswahl	20
2.3. Familiäre Unterstützung	22
2.4. Persönliche Fähigkeiten	23
2.5. Flexibilität	23
2.6. Motive für einen Traumberuf	25
2.7. Innere und äußere Einflussfaktoren	26
2.8. Zusammenfassende Erkenntnisse	28
3. Über den Zusammenhang zwischen Berufswahl und sozialer Vernetzung	30
3.1. Die Berufswahl – ein Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse	30
3.2. Wenige Gemeinsamkeiten – gravierende Unterschiede	32
3.2.1. Berufliche Vorkenntnisse	34
3.2.2. Konkretisierung der Berufswahl	36
3.2.3. Familiärer Hintergrund	37
3.2.4. Persönliches Auftreten und Verhalten	39
3.2.5. Unterschiede zwischen Mädchen und Burschen	41
3.3. Zusammenfassende Erkenntnisse	45

4. Berufswahl mit 14 Jahren	47
4.1. Hakan (24): „ <i>Ich gelte für viele in meiner Gruppe als Vorbild.</i> “	47
4.2. Berufswahlentscheidung gegen Ende der Pflichtschule	52
4.3. „ <i>Ich möchte Pilot werden und ich Ärztin</i> “ – Berufswünsche von Viertklasslern in Kooperativen Mittelschulen	56
4.4. Traum und Wirklichkeit	59
4.5. Oberste Priorität: Eine weiterführende höhere Schule	61
4.6. Familiärer Einfluss	63
4.7. Zusammenfassende Erkenntnisse	66
5. Zur Berufswahl von FachschülerInnen	68
5.1. Die Berufswahl wird enger	70
5.2. Unterschied Stadt – Land	75
5.3. Eine islamische Fachschule für SchülerInnen mit Migrationshintergrund	77
5.4. Zusammenfassende Erkenntnisse – Zweisprachigkeit: Zu wenig gefördert, zu wenig gewürdigt	83
6. Gründe für die Wahl eines Lehrberufes	89
6.1. Sonderform Polytechnische Schule (PTS)	89
6.2. Motive für einen bestimmten Lehrberuf	90
6.3. Familiärer Einfluss	91
6.4. PTS – ein zweifelhaftes Image	93
6.5. Nach der Polytechnischen Schule	96
6.6. Zusammenfassende Erkenntnisse	100
7. Berufswahl ab 18 Jahren	102
7.1. Gründe für Neuorientierungen	102
7.2. Zusammenfassende Erkenntnisse	109
8. Zusammenfassende Ergebnisse	111
Literatur	117

1. Einleitung

Wann sind wir uns sicher, welchen Beruf wir einmal ausüben werden? Wer oder was beeinflusst die Berufswahl? Mit diesen zentralen Fragen setzt sich die vorliegende soziologische Studie auseinander. Viele meiner GesprächspartnerInnen meinten, dass es sehr schwierig sein wird, sichere Erkenntnisse zum Thema „Motive zur Berufswahl“ zu gewinnen, zu unterschiedlich verlaufen die einzelnen Berufskarrieren. Es würden sich nur ohnehin bekannte Zusammenhänge nachweisen lassen. So wurde bereits wiederholt bestätigt, dass Kinder von Eltern mit Hochschulabschluss meist ebenfalls ein akademisches Berufsziel anstreben, während Kinder, deren Eltern einen Pflichtschulabschluss vorweisen, ihre beruflichen Ziele dementsprechend niedriger ansetzen. „Die Wahrscheinlichkeit, die Matura zu machen, liegt bei Eltern mit der Pflichtschule als höchstem Abschluss bei zehn Prozent, bei Eltern mit Lehre bei 17 Prozent, bei Eltern mit Matura bei 60 Prozent und bei Eltern mit Universitätsabschluss bei 79 Prozent“ (Reinprecht, 2007).

Da das Thema Berufswahl eine sehr breite Palette von vielen Handlungsmöglichkeiten umfasst, stellt eine Analyse dieser Frage zweifellos eine besondere Herausforderung dar. Bestimmte Verhaltensmuster liegen jedem sozialen Handeln zugrunde, umso mehr gilt dieser Grundsatz der Soziologie bei der wichtigen Wahl eines Berufes. Die Frage ist weniger, ob es soziale Zusammenhänge für eine bestimmte Berufswahl gibt, sondern ob sich daraus spezielle Verhaltensmuster ableiten lassen, die für bestimmte soziale Gruppen typisch sind.

Wenn ich an meine eigene Berufskarriere denke, fällt mir auf, dass ich im Laufe meines Lebens schon einige Berufsziele hatte. Bis zum Ende meiner Volksschulzeit wollte ich unbedingt Landwirt werden, weil ich auf einem Bauernhof aufgewachsen bin. Ich kannte alle damit verbundenen Arbeiten und malte mir aus, wie ich die Landwirtschaft betreiben werde. Obwohl in unserer Familie längst klar war, dass mein zweitältester Bruder den Hof übernehmen wird, ließ ich mich von meinem Ziel nicht so leicht abbringen, ich konnte mir gut vorstellen, mit einem Heustadel und einer kleinen Wiese, die mir mein Vater überlassen würde, mein Auslangen zu finden, schließlich haben alle Bauern einmal klein angefangen.

In der Hauptschule wurde ich mit neuen Berufszielen konfrontiert. In der Klasse dominierten unter uns Burschen Handwerksberufe, viele wussten bereits, dass sie als Zimmerer, Tischler, Spengler, Installateur, Maurer, Dachdecker, Schlosser und so weiter ihr Geld verdienen werden. Weil mein Freund Mechaniker werden wollte und er mir die besonderen Vorteile dieses Berufes schmackhaft machte, konnte ich mir diesen Lehrberuf bald ebenso gut vorstellen, zumal er sich ideal mit der Landwirtschaft verbinden ließ, wo immer verschiedene Maschinen kaputt gingen und repariert werden mussten.

Durch den von meiner Familie verordneten Wechsel in ein bischöfliches Knabenseminar mit angeschlossenem Gymnasium entfernten sich meine Ziele vom Handwerk und verlagerten sich hin zu geistigen Berufen. Da sich der Großteil unserer Klasse für eine theologische, jedenfalls aber für eine universitäre Ausbildung interessierte, fühlte ich mich genötigt, ebenfalls solche Ziele ins Auge zu fassen. Bis zur Matura war mir nur klar, was ich nicht studieren wollte und erst als ich mir das Vorlesungsverzeichnis in Ruhe anschaute, sprang mir der „Studienversuch Soziologie“ ins Auge. Da ich das Studieren insgesamt als einen Versuch ansah, wählte ich diese Studienrichtung und blieb überraschenderweise dabei, weil die verschiedenen Vorlesungen und Seminare interessant genug waren und ich Spaß am soziologischen Denken und Arbeiten fand.

Allein anhand meiner Biographie fällt auf, dass sich die Berufsziele im Laufe eines Lebens verändern können und wiederholt Entscheidungen über die berufliche Zukunft getroffen werden müssen. Die Berufswahl wird von der Familie, von Freunden, von der Schule und vom jeweiligen Berufsangebot beeinflusst. Diejenigen von uns, die die Möglichkeit haben, die zahlreichen Ausbildungsangebote gut zu nutzen und noch dazu lernbereit und lernfähig sind, können in unserer Gesellschaft sehr viele Berufsziele verfolgen. Wichtig dabei ist es aber, die eigenen persönlichen Fähigkeiten möglichst gut zu kennen und richtig einzuschätzen. Einen Traumberuf anzupeilen, für den fast alle Voraussetzungen fehlen, bringt außer zahlreichen Frustrationserlebnissen keinen besonderen Nutzen. In der Regel wissen die meisten Menschen früher oder später über ihre Stärken und Schwächen Bescheid und richten ihre Berufswahl danach aus. Genauso wie ich mir zu keinem Zeitpunkt hätte vorstellen können Physik oder Medizin zu studieren, wissen die meisten Jugendlichen in welche berufliche Richtung es gehen bzw. nicht gehen soll.

In nur wenigen Gesellschaften wie der unseren ist es heute grundsätzlich möglich, eine so große Anzahl von Berufszielen anzustreben und auch zu erreichen, die weit außerhalb des gewohnten soziokulturellen Umfeldes liegen. Die soziale Durchlässigkeit moderner Industriestaaten ist insgesamt im Vergleich zu weniger entwickelten Gesellschaften größer geworden. Im Prinzip stehen heute jungen Menschen alle beruflichen Möglichkeiten offen. Es gibt zahlreiche Beispiele, die zeigen, dass es Kinder aus einfachen Familienverhältnissen in der Karriereleiter zu Spitzenpositionen in Politik, Wissenschaft, Kunst, Verwaltung und Wirtschaft gebracht haben. Diese erfolgreichen Karrieremuster sind jedoch insgesamt betrachtet nicht die Regel, sondern nach wie vor eher die Ausnahme. Söhne und Töchter von Bankdirektoren und Vorstandsvorsitzenden haben es immer noch leichter eine steile Berufskarriere zu machen als Kinder von einfachen Angestellten, Arbeitern, kleinen Selbstständigen und Bauern.

Die Berufswahl hängt eng mit dem Angebot entsprechender Bildungseinrichtungen einer Gesellschaft zusammen. In der Soziologie gibt es vor allem eine Theorie, die den Zusammenhang zwischen Berufswahl und Schulbildung beschreibt. Das ist die von Schultz (1961) und Becker (1964) beschriebene Humankapitaltheorie. Dieser theoretische Ansatz besagt im Wesentlichen, dass grundsätzlich jede Person in unserer Gesellschaft die Möglichkeit hat, sich so gut wie möglich auszubilden. Je mehr Wissen und Können sich das einzelne Individuum aneignet, desto höher sein Marktwert. Allen Mitgliedern der Gesellschaft steht es prinzipiell frei, ihr Humankapital durch Investitionen in Ausbildung und Qualifizierung zu vermehren. Meist werden dafür persönliche Kosten-Nutzen-Überlegungen angestellt. Welchen persönlichen Nutzen habe ich davon, wenn ich anstatt mit 15 eine Lehre zu beginnen weiter in die Schule gehe? Was habe ich von einem Fachschulabschluss, einer Matura, einem Studium? Welchen persönlichen Vorteil kann ich dabei gewinnen? Diese Fragen kann jede und jeder von uns für sich persönlich beantworten und daraus die entsprechenden Schlüsse ziehen. Je bessere persönliche Voraussetzungen die Einzelnen mitbringen, je mehr Ausbildungsangebote es gibt und je mehr Informationen sie über die einzelnen Berufsvarianten haben, desto günstigere Folgen für sie und die Gesellschaft werden sich ergeben.

Diese Theorie kann demnach der Bildungspolitik helfen, bessere Optionen für die einzelnen Menschen zur Verfügung zu stellen, damit möglichst viele Mitglieder der Gesellschaft ihren individuellen Fähigkeiten und Neigungen gemäß aus dem vorhandenen Bildungsangebot wählen können.

Es ist überaus spannend, die Motive für Berufswahlentscheidungen von Jugendlichen zu untersuchen und damit auch auf mögliche bildungspolitische Defizite unseres Bildungssystems hinzuweisen. Es wäre sehr erfreulich, wenn die Ergebnisse dieser Studie zu einem besseren Bildungsangebot für benachteiligte Gruppen in unserer Gesellschaft beitragen können.

Ich bedanke mich bei der AK-Wien, Bildungsabteilung, die mir den Auftrag für diese Forschungsarbeit gegeben und mich bei der Abwicklung der Studie sehr unterstützt hat, indem sie mir die Zugänge zu den Untersuchungspersonen öffnete. Mein besonderer Dank gilt den LeiterInnen von Bewerbungstrainings, die mich wohlwollend in ihre verantwortungsvolle Tätigkeit integriert haben. Danke sage ich vor allem den zahlreichen Schülerinnen und Schülern für ihr Interesse und ihre Bereitschaft, mit mir über ihre Berufswahlentscheidungsprozesse zu reden. Bedanken möchte ich mich auch ausdrücklich bei den Trainerinnen und Trainern des bfi, die mir geholfen haben, den wichtigen Kontakt zu ihren SchulungsteilnehmerInnen herzustellen. Für die Bereitschaft dieser GesprächspartnerInnen mit mir ihre Berufswahlentscheidungen zu besprechen, gebührt ihnen mein besonderer Respekt. Last but not least bedanke ich mich bei den Eltern von SchülerInnen, die mir Einblick in die familieninternen Schul- und Ausbildungsdebatten gegeben haben.

1.1. Fragestellung

Das Ziel dieser soziologischen Studie ist es, die wesentlichen Gründe für eine bestimmte Berufswahl zu erkunden und soziokulturelle Zusammenhänge zu entdecken. Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses steht vor allem der Lebensabschnitt „Jugend“, in dem meist die beruflichen Weichen für die Zukunft gestellt werden. Im Besonderen werden vor allem die Motive für die Berufswahl von zwei Gruppen von Jugendlichen untersucht:

1. Die Gruppe der 14-Jährigen, die kurz vor dem Abschluss ihrer Pflichtschulzeit steht und
2. die Gruppe der 18-Jährigen, die sich nach dem Besuch einer weiterführenden Schule oder nach einer abgeschlossenen Lehre überlegen muss, wie es weitergehen soll.

Welche Ausbildungs- und Berufsziele verfolgen heute 13- bis 14-jährige SchülerInnen? Können Jugendliche dieser Altersgruppe bereits konkrete Berufsziele nennen oder ist für sie die berufliche Karriere noch kein großes Thema? Wie sehen die Antworten aus, wenn 17-, 18-Jährige und junge Erwachsene mit diesen Fragen konfrontiert werden? Lassen sich bestimmte Einflüsse im Hinblick auf die Berufswahl erkennen? Gibt es Unterschiede bezüglich dieser Fragen zwischen Mädchen und Burschen, zwischen ländlichen und städtischen Regionen? Welche Unterschiede zeigen sich bezüglich der Berufswahl, wenn die Eltern der SchülerInnen AkademikerInnen sind oder sie eine niedrigere bis gar keine abgeschlossene Berufsausbildung haben? Welche Rolle spielen bei den Berufswünschen die jeweiligen Schulen? Welche Hindernisse können sich einer erfolgten Berufswahl in den Weg stellen? Unter welchen Bedingungen lassen sich die gewünschten Berufsziele am ehesten umsetzen?

Mit diesem umfangreichen Fragenkatalog im Gepäck machte ich mich vor einem knappen Jahr auf den Weg, um gültige Antworten zu diesen Fragen zu finden. Als ersten Schritt musste ich abklären, an welche Untersuchungsgruppen ich die Fragen stellen sollte. Besonders gute Auskünfte erwartete ich mir vor allem von zwei Schülergruppen:

1. SchülerInnen, die sich im 8. Schuljahr befinden und vor dem Pflichtschulabschluss stehen. Sie stehen vor schwerwiegenden Fragen: Wie soll es nach der Schule weitergehen? Soll nach Absolvierung des 8. Schuljahres in eine Polytechnische Schule gewechselt werden, um danach eine Lehrausbildung zu beginnen oder soll die Schulkarriere fortgesetzt werden?
2. SchülerInnen, die sich für eine weiterführende Schule entschieden haben und unmittelbar vor der Beendigung ihrer Ausbildung stehen, müssen sich fragen: Soll mit der Matura ein Studium an einer FH oder an der Universität begonnen werden? Soll versucht werden, gleich ein Beschäftigungsverhältnis zu begründen? Ähnliche Fragen stellen sich SchülerInnen kurz vor Beendigung einer ein- bis dreijährigen Fachschule.

In dieser soziologischen Studie stehen demnach folgende **drei Forschungsfragen** im Mittelpunkt:

- Welche Berufs- und Ausbildungswünsche werden heute von jungen Menschen tatsächlich genannt?
- Welche Motive stecken hinter den geäußerten Berufszielen?
- Wer oder was beeinflusst die Berufswahl?

Um gültige Antworten auf diese Fragen zu bekommen, war es notwendig, einen möglichst engen Kontakt zu SchülerInnen herzustellen, die vor solchen wichtigen Entscheidungen stehen.

In Bewerbungstrainings, die österreichweit von der „Kammer für Arbeiter und Angestellte“ (AK) angeboten werden, traf ich meine beiden gesuchten Untersuchungsgruppen an. Im Rahmen dieser Trainings setzen sich SchülerInnen mit ihrer beruflichen Zukunft im Rahmen des Unterrichtsgegenstandes „Berufsorientierung“ auseinander. Ich nutzte diese günstige Gelegenheit und nahm an insgesamt 21 Trainingseinheiten, die zum größten Teil in Wien, zu einem kleineren Teil aber auch in der Steiermark und in Niederösterreich stattfanden, teil. In zahlreichen Einzelgesprächen hatte ich Gelegenheit, die unterschiedlichen Motive der jungen Menschen für eine getroffene Wahl zu erkunden.

Sich über Berufs- und Ausbildungsziele zu äußern ist eine Sache, diese Ziele aber auch zu erreichen eine andere. Deswegen habe ich zusätzlich den Kontakt zu Menschen aufgenommen, die bereits eine Berufs- und Ausbildungskarriere hinter

sich gebracht haben. Im Berufsförderungsinstitut (bfi) und in einer Gesundheits- und Krankenpflegeschule fand ich Zugang zu dieser wichtigen Kontrollgruppe. Neben diesen drei Hauptgruppen an Untersuchungspersonen habe ich zusätzlich mehr oder weniger intensive Gespräche mit Eltern und LehrerInnen geführt. Dabei ging es um ihre Erfahrungen und Meinungen zum Thema Berufswahl. Insgesamt habe ich auf diese Art und Weise qualitative Daten von knapp über 400 GesprächspartnerInnen gesammelt, die es mir nunmehr ermöglichen, die verschiedenen Forschungsfragen umfassend zu beantworten.

1.2. Methodische Vorgangsweise

Diese soziologische Studie bedient sich der Methoden qualitativer Sozialforschung. Der wesentliche Unterschied zu quantitativen Methoden liegt darin, dass mit einer qualitativen Vorgehensweise die Thesen und Theorien erst im Laufe des Forschungsprozesses entwickelt werden, während die quantitative Methodik im Voraus mehr oder weniger begründete Thesen und Theorien mit standardisierten Verfahren auf ihre Gültigkeit hin testet. Im Vorhinein aufgestellte Behauptungen können sich nach einer „Operationalisierung“ entweder als richtig oder falsch herausstellen. Das Problem bei dieser Vorgehensweise ist, dass sich viele SoziologInnen den Untersuchungspersonen erst gar nicht offen nähern, um im Kontakt mit diesen die betreffenden Theorien zu erstellen (vgl. Girtler, 2001, S.51). Herbert Blumer meint dazu: Bei einer Vorannahme nimmt man an, „dass es in der empirischen Welt in verschiedenen Formen und verschiedenen Umgebungen vorhanden ist...Es sollte direkt klar sein, wie lächerlich und unbegründet es ist, zu glauben, dass die Operationalisierung ein zufrieden stellendes Bild zu liefern vermag“ (Blumer 1995. S.112f). Das heißt, es führt kein Weg an einem möglichst engen Kontakt zu derjenigen Untersuchungsgruppe vorbei, die man beforschen will.

Mit qualitativen Verfahren lassen sich neue, unvermutete Zusammenhänge entdecken und begründen. Auf Grund der besonderen Nähe zu den Untersuchungspersonen können die Daten differenzierter erhoben und interpretiert werden als dies bei rein quantitativen Verfahren möglich ist. Innerhalb der qualitativen Methoden nehmen allerdings standardisierte Auswertungsverfahren zu, die nicht unproblematisch sind, weil dabei oft die soziale

Wirklichkeit in mikroskopisch kleine Teile aufgesplittert und der Bedeutung des sozialen Handelns zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Vor lauter Bäumen, der mikroskopische Blick etwa auf die Beschaffenheit der Rinden, Blätter und Nadeln der verschiedenen Äste und Zweige gerichtet, wird der Wald nicht mehr gesehen, wodurch das Verständnis solcher soziologischen Abhandlungen mitunter stark leidet. Der Vergleich vom Blick auf die Bäume ohne den Wald zu sehen, kommt nicht von ungefähr. So wird zum Beispiel in der computerunterstützten GABEK-Textanalyse von verschiedenen „Ebenen des Gestaltbaumes“ gesprochen und weiter heißt es: „Äste des Gestaltbaumes können auch ausgeschnitten und für sich betrachtet werden“ (Zelger, 2007, S.699f).

Die vorliegende soziologische Studie steht in der Tradition der „verstehenden Soziologie“ im Sinne von Max Weber, dem es darum ging, die Kultur der jeweiligen sozialen Gruppe zu erforschen. „Kultur ist vom Standpunkt des Menschen aus ein mit Sinn und Bedeutung bedachter Ausschnitt aus der Unendlichkeit des Weltgeschehens“ (Weber, 1973, S.222). Erkenntnisse über die jeweilige soziale Wirklichkeit sind nur möglich, wenn SoziologInnen in direkten Kontakt mit den Untersuchungspersonen treten, deren Kultur sie kennen lernen möchten. Dieser fundamentalen Anforderung an eine qualitative Sozialforschung wurde in der vorliegenden Studie insofern Rechnung getragen, als mit den Untersuchungspersonen keine knappen Interviews sondern ausführliche Gespräche und geführt wurden.

Um den Unterschied zwischen Gespräch und Interview darzustellen, werden kurz drei übliche Formen skizziert.

Es gibt das „narrative Interview“ (Schütze, 1976), eine „gewaltfreie Kommunikation“ (Bourdieu, 1997) oder „eroepische Gespräche“ (Girtler, 2001).

Der Grundgedanke aller drei Interviewformen ist gleich. Es wird davon ausgegangen, dass sich die subjektiven Grundstrukturen im freien Gespräch eher zeigen als in einer eng strukturierten Abfolge von Fragen. Die Unterschiede der drei Methoden liegen vor allem in der Überwindung einer mehr oder weniger starken Distanz während der Kommunikation. Für das „narrative Interview“ gilt: „Der Interviewer greift während der Erzählung nicht ein“ (Mayring, 2002, S. 73). Bourdieu hat erkannt, dass die Kommunikation zwischen Interviewer und Interviewtem hierarchisch, also durch Über- und Unterordnung charakterisiert ist, wodurch es

schwierig wird, eine „gewaltfreie Kommunikation“ in Gang zu bringen. Wenn sich die interviewte Person unterlegen fühlt, spricht sie bestimmte oft sehr bedeutende Themen ihrer Kultur nicht an. Um diese Diskrepanz zu überwinden, schulte Bourdieu ausgesuchte Interviewer, die möglichst auf gleicher Ebene miteinander kommunizieren können. Ein geschulter Physiker sollte seinen Kollegen interviewen, ein geschulter Migrant seinen zugewanderten Landsmann etc. Mit Bedauern musste Bourdieu allerdings feststellen, dass trotz der Schulungen „eine stattliche Anzahl der unter diesen Bedingungen geführten Interviews von der Veröffentlichung ausgeschlossen werden musste“ (Bourdieu, 1997, S.785). Es ist demnach problematisch das Sammeln von Daten an mehr oder weniger gut geschulte InterviewerInnen zu delegieren. Ein guter Geigenbauer sucht sich das Holz selbst aus, will er ein qualitativ hochwertiges Instrument bauen. Genauso verhält es sich beim Sammeln von Daten, die viel Erfahrung, oft Fingerspitzengefühl und einen guten Überblick über die bereits vorhandenen Daten benötigen, um in den persönlichen Kontakten mit den Untersuchungspersonen die notwendige Absicherung der entwickelten Thesen zu erreichen.

Aus diesen Gründen habe ich mich vor allem „eroepischer Gespräche“ bedient. Dabei versuchte ich, eine möglichst gute Beziehung zu meinen verschiedenen GesprächspartnerInnen aufzubauen. So brachte ich mich wiederholt persönlich ins Gespräch ein und signalisierte dem Gegenüber ein Lernender zu sein. Ich bemühte mich aufrichtig, meine GesprächspartnerInnen zu verstehen, ohne sie etwa überlisten zu wollen und die gesammelten Informationen gegen sie zu verwenden. Es geht also bei einer qualitativen Datengewinnung um Vertrauensbildung, die am ehesten in einer möglichst entspannten Gesprächsatmosphäre zu gewinnen ist. Die noble Zurückhaltung, die für die narrativen „Interviewsituationen“ typisch sind, ist nicht unbedingt ein Erfolgsfaktor (vgl. Girtler, 2001, S.147f).

Da sich auf Grund der Fragestellung dieser Forschungsarbeit die Daten fast ausschließlich aus Gesprächen stammen, war es mir besonders wichtig, diese Kriterien in der einmaligen Gesprächssituation besonders zu berücksichtigen. Wenn mir die Schülerinnen und Schüler etwa anvertrauten, ihre Hausübungen nicht immer zu machen und ihre Eltern diesbezüglich zu belügen, wusste ich, dass ich eine vertrauliche Gesprächsatmosphäre geschaffen hatte.

Konkret ging ich bei der Datensammlung so vor: Zuerst beobachtete ich einige Male den Ablauf von Bewerbungstrainings. Ich stellte mich mit den TrainerInnen im Plenum vor und machte mir während des gesamten Bewerbungstrainings Notizen. Anfangs sprach ich mit den SchülerInnen und LehrerInnen nur in den Pausen und in einigen unruhigen Phasen während des Bewerbungstrainings. Bald ließ es sich so einrichten, dass ich nach der Vorstellungsrunde im Plenum, bei der jede Schülerin und jeder Schüler Aussagen zur weiteren beruflichen Zukunft macht, die SchülerInnen auf freiwilliger Basis um Einzelgespräche ersuchen konnte. Während dieser Gespräche entwickelte sich häufig eine entspannte Atmosphäre, die gute Einblicke in ihr Alltagshandeln gewährte. Manchmal dauerten die überaus interessanten Gespräche bis zu einer halben Stunde, zumeist aber kam ich mit einer knappen Viertelstunde gut über die Runden. Unter den Jugendlichen gab es auch welche, die trotz aller Bemühungen meinerseits nur knappe Statements von sich gaben. Die meisten GesprächspartnerInnen waren aber sehr mitteilungsfreudig, einige wollten sogar ein zweites Mal mit mir reden. Vielen SchülerInnen machte es auch nichts aus, das Gespräch auch noch während der Pause fortzusetzen, was als deutlicher Hinweis für ein gutes Gesprächsklima interpretiert werden konnte.

Mit Eltern, LehrerInnen, mit SchulungsteilnehmerInnen im bfi und SchülerInnen in der Gesundheits- und Krankenpflegeschule führte ich ebenfalls solche Gespräche. Alle persönlichen Gespräche erwiesen sich als überaus bedeutend, da oft erst dadurch die wahren Gründe für eine bestimmte Berufswahl erfasst werden konnten. Besonders deutlich zeigte sich das am Verhalten der SchülerInnen im Plenum. Dort, wo sie vor allen MitschülerInnen, LehrerInnen und Trainerinnen über ihre persönlichen Berufsziele reden sollten, fiel es nicht wenigen von ihnen schwer, ehrliche Antworten zu geben. Nicht selten wurden im Wesentlichen die knappen Antworten der VorrednerInnen übernommen. Eine häufige Strategie war auch, sich möglichst kurz zu halten und sehr unbestimmt zu bleiben. Am Beispiel des Verhaltens von René (14) zeigt sich dies deutlich: „*Wahrscheinlich mache ich nach meinem 9. Schuljahr eine Lehre, weiß aber noch nicht welche*“. Diese unbestimmte Aussage macht René vor seinen MitschülerInnen. Mir sagte er im Einzelgespräch aber klar und bestimmt, dass er Profi-Eishockeyspieler werden möchte. Er spielt und trainiert bereits seit seinem 6. Lebensjahr viermal pro Woche und an den Wochenenden gibt es Meisterschafts- bzw. Freundschaftsspiele in Linz, Innsbruck,

Villach, Klagenfurt und Graz. Seine Eltern, sein Vater arbeitet als Elektriker und seine Mutter ist Hausbesorgerin, unterstützen seinen Karrierewunsch.

In der großen Runde sprach er nur vage von irgendeiner Lehre, weil er sich darüber noch kaum Gedanken gemacht hat, sein großes Ziel ist eine erfolgreiche Eishockeykarriere. Eine weiterführende Schule zu besuchen, wie es seine beiden Schwestern tun, die in eine HTL gehen, kann sich der 14-Jährige nicht gut vorstellen, *„weil ich dann ständig sitzen und lernen müsste.“*

Wie dieses Beispiel zeigt, waren die Einzelgespräche sehr wichtig, weil in der vertrauten Gesprächsatmosphäre ein großes Stück ehrlicher als in der Großgruppe mit den Jugendlichen kommuniziert werden konnte.

Inhaltlich orientierten sich meine offenen Fragen an den wichtigsten Forschungsfragen. Meist begann ich das Gespräch, indem ich an das von den SchülerInnen im Plenum bereits Gesagte anknüpfte. Zusätzlich sprachen wir über den sozialen Hintergrund, die Einstellung der Eltern zur getroffenen Berufs- bzw. Ausbildungswahl und oft plauderten wir auch über ihre Hobbys. Ich versuchte, ihren Redefluss so gut wie möglich anzuregen, indem ich nachfragte, auf Äußerungen näher einging und auch meine eigenen Erfahrungen beisteuerte. Erst wenn ein Thema vollständig abgehandelt war, lenkte ich das Gespräch behutsam zur nächsten Frage über. Mit den SchülerInnen erörterte ich vor allem ihre verschiedenen Vorstellungen möglicher Berufskarrieren. Mit Eltern und LehrerInnen diskutierte ich hauptsächlich das Thema Schule und Berufswahl ihrer Jugendlichen. GesprächspartnerInnen mit einer bereits längeren Berufs- und Ausbildungskarriere fragte ich darüber hinaus nach ihren einzelnen Stationen im Berufsleben. Als Beispiel führe ich den typischen Verlauf eines Einzelgesprächs mit einer 16-jährigen Schülerin der Islamischen Fachschule für Soziale Dienste an. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit habe ich meine Anregungen aus dem Gespräch entfernt und die Ausführungen der Schülerin von Wortwiederholungen und unvollständigen Sätzen befreit:

„Nach der Fachschule mache ich zunächst die Prüfung zur Ordinationshilfe. Danach will ich die Berufsreifeprüfung ablegen. Ich habe mich schon erkundigt. Am Abend gehe ich bei uns im zehnten Bezirk in die Volkshochschule und am Tag arbeite ich halbtags in einer Ordination. Sobald ich die Berufsreifeprüfung geschafft habe, lasse ich mich als Kindergärtnerin ausbilden. Das ist mein Plan.“

Jetzt arbeite ich an unserem Praktikumstag vormittags in der Ordination, danach fahre ich eine Station mit der Straßenbahn und bin schon im Kindergarten, meinem zweiten Praktikumsplatz. Meist schlafen die Kinder schon, denn ich bin bei den ganz Kleinen. Einige türkische Kinder weinen manchmal. Die Chefin ist immer froh, wenn ich komme. Ich lege mich zu den Kindern und tröste sie, ich spreche ihre Sprache und so kann ich sie gut beruhigen. Ich mache mit den Kindern sehr viel. Das letzte Mal haben wir ein großes Bild gemalt, die Leiterin hat mich gelobt, sie hat gesagt, dass ich sehr kreativ bin.

Ich lebe seit sechs Jahren in Wien. Ich bin in der Türkei geboren, habe die Volksschule und die Hauptschule in der Türkei besucht und leider hier den Hauptschulabschluss nicht geschafft, weil ich kaum Deutsch konnte. Ich bin dann ins Poly gegangen und von dort ging ich weiter in die Fachschule. Vorher musste ich aber, um in diese Fachschule aufgenommen zu werden, den Hauptschulabschluss machen. Ich habe einen AMS Kurs besucht und im Zeugnis hatte ich dann nur sehr gute Noten.

Mein Vater lebt schon zwanzig Jahre in Wien, er ist Bauarbeiter. Meine Mutter ist Hausfrau. Der ältere Bruder ist 18, zwei Jahre älter als ich und derzeit arbeitslos. Er hat den Hauptschulabschluss nicht gemacht, er ist faul. Ich habe noch einen kleinen Bruder, der sehr fleißig ist und in die 4. Klasse Volksschule geht. Die älteste Schwester hat schon eine eigene Familie, sie arbeitete als Kassiererin in einem Supermarkt, ist aber jetzt in Karenz, weil sie das zweite Baby bekommen hat. Ich mache jetzt auch den Führerschein, die Theorie habe ich schon geschafft. Letzte Woche hat mir meine Lehrerin gesagt, dass es in dieser Schule auch die Möglichkeit gibt, den Kurs für eine Gruppenleiterin im Kindergarten zu machen, den werde ich sicher auch machen, denn dann kann ich entweder in einer Ordination als Gehilfin oder aber gleich in einem Kindergarten als Gruppenleiterin arbeiten. Ich möchte immer arbeiten. Wenn es eine Woche mal keine Schule gibt, werde ich richtig nervös. Ich kann mir nicht vorstellen, lange zu Hause zu sein herum zu sitzen und nur in den Park zu gehen. Diese Vorstellung ist für mich unmöglich. Ich rede darüber auch mit meiner Mutter, sie weiß das, sie sagt, dass ich eine Arbeit finden und eigenes Geld verdienen soll. Ich hasse es, zu Hause zu sitzen.“

Über alle Gespräche wurden Gedächtnisprotokolle verfasst. Dabei ging ich so vor: Ich schrieb entweder während der Gespräche oder unmittelbar danach die wichtigsten Gesprächsinhalte stichwortartig auf einen Block und übertrug noch am gleichen Tag die gesammelten Daten in den PC. Auf den Einsatz von Tonbändern wurde verzichtet, weil die wesentlichen Aussagen zur Berufswahl über die einzelnen Gedächtnisprotokolle gut festgehalten werden konnten. Es wird zwar nicht jedes Detail eines Gespräches aufgezeichnet, die wesentlichen Botschaften, die für die ErzählerInnen eine besondere Bedeutung haben, können jedoch sehr gut erfasst werden.

So habe ich viele interessante Protokolle gesammelt, die von mir sofort interpretiert wurden. Bei der Analyse der Gespräche bin ich, um beim soeben angeführten Gespräch mit der 16-jährigen Schülerin zu bleiben, folgendermaßen vorgegangen: Die Fachschülerin mit Migrationshintergrund ist äußerst lern- und ausbildungswillig. Sie nimmt jedes Angebot der Schule wahr, um ihre Berufschancen zu erhöhen. Sie will sowohl die Ordinationshilfe- als auch die Gruppenleiterprüfung machen. Auch die Berufsreifeprüfung strebt sie an, um ihr konkretes Ziel, Kindergartenpädagogin zu werden, erreichen zu können. Mit ihren besonderen sprachlichen Kenntnissen hat sie, wie mir ihre Lehrerin bestätigte, sowohl in Ordinationen als auch Kindergärten in Stadtteilen mit hohem Migrationsanteil gute Arbeitsmöglichkeiten. Die Schule bereitet sie durch einen praktischen Tag pro Woche gut auf ihre möglichen Berufsfelder vor. Ihre Pläne werden von ihrer Mutter, ihrer offensichtlich wichtigsten Vertrauensperson, unterstützt. Auch der Vater steht hinter ihrer Ausbildung, da er für die private Fachschule Schulgeld bezahlt. Der arbeitslose Bruder hat auf sie eine abschreckende Wirkung. Faul zu sein und nichts zu tun, ist das Letzte, was diese junge, ehrgeizige Frau will.

Folgende Überlegungen lassen sich aus diesen Erkenntnissen ableiten: Ein gelungenes Zusammenspiel zwischen guten Fähigkeiten (strebsam, ehrgeizig, ausbildungshungrig), richtige Schule (berufsbezogen, gutes Lernklima) und unterstützende Eltern stellen eine gute Basis für eine konkrete Berufswahl dar. Wenn ein Faktor in diesem Ensemble fehlt, zum Beispiel fehlende Fähigkeiten wie Fleiß und Ehrgeiz (Stichwort: „fauler Bruder“), schwinden die Chancen für eine klare Berufswahl mit anschließender erfolgreicher Berufskarriere beträchtlich. Die Frage, ob alle Faktoren gleich wichtig sind, ob die persönlichen Fähigkeiten über die anderen zu stellen sind, muss noch geklärt werden. Es ist davon auszugehen, dass

die Faktoren besondere persönliche Fähigkeiten, Schule und familiäre Unterstützung für die Berufswahl bedeutsam sind. Abhängig von ihrer Ausprägung beeinflussen sie das berufliche Fortkommen in positiver oder negativer Hinsicht.

Auf diese Art und Weise habe ich die einzelnen Gesprächsprotokolle ausgewertet. Das gewonnene Wissen wird mit neuen Erkenntnissen aus anderen Gesprächen verglichen. Widersprüchliche Aussagen, also Erkenntnisse, die den bereits gewonnenen diametral entgegenstehen, gelten als besondere Herausforderung. Sie tragen dazu bei, die bereits entwickelten Thesen zu modifizieren und sie dadurch gültiger zu machen. Die Interpretation der Daten stützt sich auf Beobachtungen und persönliche Aussagen der Betroffenen, es lassen sich dadurch klare Tendenzen sozialer Handlungen und typische Motive für bestimmte Berufswahlentscheidungen erkennen.

Im Unterschied zu vielen quantitativen Studien, aber auch bestimmten qualitativen Untersuchungen, geschieht das Sammeln von Daten nicht völlig getrennt von einer späteren womöglich standardisierten Auswertungsphase. Im Gegenteil: Es werden laufend Überlegungen angestellt und Thesen entwickelt. Diese werden noch während der Datensammlung mit der sozialen Wirklichkeit überprüft, so dass weitgehend sichere Aussagen zum Thema „Motive zur Berufswahl“ von jungen Menschen getroffen werden können.

Wichtig für eine qualitative Forschungsarbeit ist auch, dass sich die gesamte Studie in einzelnen, möglichst logischen Schritten für die LeserInnen erschließt, weshalb in der Folge ein besonderes Augenmerk auf eine klare und verständliche Sprache, sowie auf eine übersichtliche Aufbereitung der Daten, gelegt wird.

2. Berufswahl in der Kindheit

Um die unterschiedlichen Zugänge zu einem bestimmten Beruf zu unterstreichen, möchte ich an den Beginn dieser soziologischen Studie ein Gespräch mit einem 19-jährigen Schüler stellen, der schon als kleines Kind wusste, was er einmal werden möchte. Damit soll gezeigt werden, dass der Zeitpunkt für eine Berufswahl individuell sehr unterschiedlich getroffen wird. So gibt es Menschen, die schon früh wissen, welchen Beruf sie einmal ausüben werden, die meisten aber entscheiden sich zwischen 14 und 18 Jahren für eine bestimmte Ausbildung. Es gibt aber auch Personen, die mit 20 Jahren oder noch später keine rechte Vorstellung haben, welche berufliche Tätigkeit sie ausüben möchten. Selbst über 50-Jährige müssen sich heute am Arbeitsmarkt manchmal beruflich völlig neu orientieren, weil sie ihre vorherige Tätigkeit aus welchen Gründen auch immer nicht mehr ausüben können. Das Thema Berufswahl begleitet uns demnach von frühester Kindheit an über die besonders wichtige Phase der Jugend bis kurz vor die Pensionierung. In der Regel verändert sich mit fortschreitendem Alter der Berufswunsch. Dennoch gibt es Personen, die von Kindheit an ein fixes Berufsziel vor Augen haben und dieses konsequent ansteuern. Wo liegen die Gründe für eine solche frühe Berufswahl? Wer oder was beeinflusst ein derartiges Verhalten?

2.1. „Von diesem Moment an wollte ich Schmied werden“ – Berufswahl in frühester Kindheit

Heinz (19): *„Mit vier oder fünf Jahren bin ich mit meinem Vater auf einem Jahrmarkt gewesen. Da habe ich einem Schmied zuschauen können, wie er im Feuer Eisen erhitzt und dieses auf dem Amboss mit seinem Hammer gebogen hat, dass die Funken nur so gesprüht sind. Von dieser Arbeit und diesem Mann war ich total fasziniert. Von diesem Moment an wollte ich Schmied werden.“*

Ich machte die Schule, zuerst die Volks-, dann die Hauptschule und nach dem 9. Schuljahr wollte ich sofort eine Lehre in einer Schmiede anfangen. Aber leider bekam ich keinen Lehrplatz, einen anderen Beruf wollte ich aber nicht lernen. Schließlich fand ich einen alten Schmied, den ich bat, ihm in seiner Werkstatt helfen zu dürfen. Er war ein mürrischer alter Mann, der mich gleich auf die Probe gestellt hat. Ich habe versagt, und er verwies mich aus seiner Werkstatt. Später fand ich einen anderen alten

Schmied, der mir einiges beibringen konnte und nach und nach habe ich auf diese Weise das Schmiedehandwerk erlernt, ohne je eine richtige Lehre gemacht zu haben. Den Gesellenbrief kann ich auch so machen, das werde ich auch, wenn ich mit meiner derzeitigen Ausbildung hier in der Gesundheits- und Krankenpflegeschule fertig bin. Ich kam schon mit 17 zum Bundesheer, mein Vater ist Berufssoldat. Ich war dort Sanitäter. Danach habe ich in der Pflegeschule angefangen. Als Pfleger möchte ich nur maximal 30 Stunden pro Woche arbeiten, damit ich genügend Zeit für das Schmieden habe. Inzwischen habe ich mir zu Hause eine eigene Werkstatt eingerichtet und schmiede vorwiegend Messer. Ich nehme einen Stahl, den ich falte, schmiede und schleife. Das wird ein echtes Qualitätsprodukt. 30 Stunden arbeite ich an einem solchen Stück, die großen Messer kosten 700 Euro. Meine Kunden erwerben um diesen Preis ein scharfes Messer höchster Qualität, das sie ewig verwenden können und nur ab und zu nachschleifen brauchen. Es handelt sich um eine echte Handarbeit und unterscheidet sich vollkommen von den billig gemachten Industriemessern, denn dabei wird ja nur ein stärkeres Blech ausgeschnitten, geschliffen und mit einem Plastikgriff versehen. Diese Messer taugen nicht viel, sie lassen sich nicht gut schleifen und verlieren bald ihre Schneid. Bei meinen Messern verläuft der Schneidrücken oft nicht so gleichmäßig wie bei den industriell gefertigten. Einige Kunden sind darüber nicht erfreut und wollen, dass ich meine Messer möglichst einem Industrieprodukt angleiche. Die meisten Kunden sind aber vorbehaltlos zufrieden. Köche oder Fleischhauer, die scharfe Messer brauchen, schätzen meine Produkte außerordentlich und zahlen dafür einen entsprechenden Preis.

Ich habe das praktische Talent von meinem Vater, der immer schon alles selbst gemacht hat. Er mauert, malt, tapeziert. Er geht prinzipiell alles selber an, er ist ein Bastler und ich bin jetzt ein Messerschmied. Für Schmiedeeisernes gibt es gegenwärtig wieder mehr Nachfrage, nicht nur Messer sind gefragt, sondern auch Balkongitter und Zäune, die einmal geschmiedet, nie mehr rosten.

Weil ich als Schmied keine Lehrstelle gefunden habe, lernte ich dieses Handwerk sozusagen als ehrenamtlicher Mitarbeiter in Schmiedewerkstätten von alten Meistern. Nach dem Bundesheer musste ich mir etwas überlegen, und weil ich ja bereits als Sanitäter beim Bundesheer ausgebildet worden bin, ging ich in die Krankenpflege. Ich will Kranke pflegen und als Ausgleich möchte ich schmieden. Das mache ich schon jetzt so. Ich gehe zur Schule und wenn ich daheim bin, habe ich das große Verlangen

zu schmieden. Heute habe ich Blasen an meinen Händen, weil ich am Wochenende zuviel gehämmert habe.“

Heinz konnte noch nicht lesen und schreiben, da wusste er bereits, welchen Beruf er einmal ausüben möchte, weil ihn ein Schmied tief beeindruckte. Selbst während der Schulzeit verlor er sein Ziel nicht aus den Augen und sobald er seine Schulpflicht absolviert hatte, machte er sich auf die Suche nach einem Lehrplatz. Weil er keine entsprechende Lehrstelle finden konnte, eignete er sich das Schmiedehandwerk in Werkstätten alter Meister an, die mehr oder weniger Geduld mit ihrem „Lehrling“ hatten. Selbst das Scheitern bei seinem ersten Versuch einen Fuß in eine Schmiedewerkstatt zu setzen, hielt Heinz nicht von seinem Berufsziel ab. Er besuchte alte Schmiedewerkstätten und lernte von verschiedenen oft 80-jährigen Handwerkern unterschiedliche Techniken des Schmiedens. Inzwischen stellt Heinz bereits hochwertige Schneidwerkzeuge her, die er auf speziellen Wunsch von Kunden, meist handelt es sich dabei um Fleischhauer und Köche, fertigt und verkauft. Er will den Gesellenbrief machen, um aus seinem Hobby einen anerkannten Beruf zu machen. Der junge Mann weiß heute ganz genau, was er will. Er möchte höchstens 30 Stunden pro Woche als Krankenpfleger arbeiten, um zusätzlich spezielle Wünsche von Kunden erfüllen zu können, die handgeschmiedete Messer, schmiedeeiserne Balkongitter und Zäune brauchen. Heinz ist realistisch, er weiß, dass er mit dem Schmieden allein kaum eine gute wirtschaftliche Basis erreichen kann, zumal er sich erst langsam einen Kundenstock aufbauen muss. Der „Brotberuf“ Krankenpfleger bietet sich gut zum Kombinieren an. Es ist davon auszugehen, dass der junge Mann beide Berufstätigkeiten gut bewältigen können wird, für den wichtigen Ausgleich ist jedenfalls gesorgt.

2.2. Weitere Beispiele einer frühen Berufswahl

Von einer frühen Berufswahl hörte ich im Laufe dieser Studie immer wieder. So berichtete mir eine Mutter von ihrem 12-jährigen Sohn, der seit früher Kindheit nur ein Ziel vor Augen hat, nämlich Tierarzt zu werden. Die Mutter weiß nicht genau, warum der 12-Jährige auf dieses Ziel hinarbeitet, er verhält sich damit ganz anders als ihre beiden älteren Söhne, die mit ihren 17 bzw. 15 Jahren keinen blassen Schimmer von ihrer beruflichen Zukunft haben. Sie erzählt: *„Jakob weiß bereits seit frühester*

Kindheit, dass er einmal Tierarzt werden möchte, obwohl es in unserer Verwandtschaft weit und breit keinen Tierarzt, ja nicht einmal größere Tiere gibt. Gegenwärtig sagt er mir, dass er zwar noch klein aber bereits stark genug für diesen Beruf sei, er könne bestimmt schon Kühen beim Kalben helfen, redet er sich ein. Ich wundere mich immer mehr. Vielleicht hat ein mehrmaliger Besuch eines Viehstalls in frühester Kindheit diesen Berufswunsch in ihm geweckt. In der Nähe seiner Oma gibt es einen Bauernhof, wo er als Kind immer hingegangen ist. Sobald er im Fernsehen eine Sendung sieht, in der ein Tierarzt vorkommt, wird er hellhörig und wirkt auffällig konzentriert. Er liest alles zu diesem Thema und entwickelt sich schön langsam zu einem echten Spezialisten. Er besucht die AHS - Unterstufe, seine guten Schulleistungen lassen erwarten, dass er die Matura und später das Studium schaffen wird.

Die beiden älteren Söhne hingegen wussten nach der AHS - Unterstufe nicht, wohin sie gehen sollten. Der 17-Jährige ist in die HTL gegangen, weil sein Vater auch diese Ausbildung gemacht hat und wie er ein gewisses technisches Verständnis hat. Der Mittlere hat ebenfalls die HTL gewählt, weil dort sein älterer Bruder ist und einige Freunde von ihm auch hingegangen sind, obwohl er in einer Schule mit sprachlichem Schwerpunkt viel besser aufgehoben wäre. Der Ältere schafft die Schule, wenn auch nur mit Ach und Krach, aber für den Mittleren sehe ich schwarz, weil er sich in Mathematik schon immer sehr schwer getan hat.“

Diese Mutter macht sich Sorgen über die berufliche Zukunft ihrer Kinder. Die Schulwahl ist für den mittleren Sohn offensichtlich die falsche, er hat schlechte Voraussetzungen, die schulischen Herausforderungen zu bestehen.

Das Gesicht der dreifachen Mutter hellt sich auf, wenn sie von ihrem jüngsten Sohn spricht, sie staunt über ihren Tierarzt in spe und über die frühe Berufswahl. Sie ist froh darüber, dass er ein festes Ziel vor Augen hat, und ist zuversichtlich, dass er es auch eines Tages erreichen wird. Wenn der Schüler seine Leistungen Jahr für Jahr bestätigt, wird er höchstwahrscheinlich seinen Plan umsetzen können. Falls er jedoch in der Schule scheitern sollte, rückt sein Ziel in weite Ferne. Die Wahrscheinlichkeit ist dann sehr groß, dass er ein anderes berufliches Ziel anstreben muss. So jedenfalls passierte es Tanja (22), die ebenfalls von Kindheit an Tierärztin werden wollte: „Weil mein Papa auf der veterinärmedizinischen Universität studiert hat, wollte auch ich schon als Kind Tierärztin werden. Ich besuchte zunächst die AHS - Unterstufe und

wechselte danach in die HAK. Diese Schule musste ich aber abbrechen, weil mir Rechnungswesen und Buchhaltung immer ein Rätsel geblieben sind. Danach habe ich in einer Privatschule die Matura nachgeholt. Als ich die Matura hatte, war ich mir nicht mehr sicher, ob ich mir ein Studium antun soll. Ich ließ mich von einem Berufsberater über meine Perspektiven am Arbeitsmarkt aufklären und dabei ist dann der Krankenpflegeberuf herausgekommen. Dass die Mutter meines damaligen Freundes Pflegedirektorin war, hat mich zusätzlich animiert, diese Ausbildung zu machen.“

Eine frühe Berufswahl vermag zunächst eine gute Orientierung vorzugeben, grundsätzlich ist es aber mehr als fraglich, ob es beim in der Kindheit gefassten Berufsziel bleibt. Das Festhalten an einem bestimmten Berufswunsch ist, das lässt sich aus den Beispielen ablesen, von drei wichtigen Faktoren abhängig, von der familiären Unterstützung, von den persönlichen Fähigkeiten und von einer gewissen Flexibilität.

2.3. Familiäre Unterstützung

Wichtig ist bei der Berufswahl auf die Hilfestellung der Familie hinzuweisen. Eltern halten es, wie das erste Beispiel zeigt, aus, dass ihr Sohn nach Abschluss der Pflichtschule keine offizielle Lehrausbildung macht, sie richten sogar eine kleine Schmiedewerkstatt im Haus ein, damit er seine bei verschiedenen alten Schmiedemeistern erworbenen Kenntnisse verfestigt. Ohne familiäre Unterstützung wäre es ihm kaum möglich, seine Berufswahl umzusetzen. Eltern, die es sich nicht leisten können, dass ihr Kind keinen ordentlichen Lehrberuf lernt, die auch keine Werkstatt einrichten können, wo es das selbst gelernte Handwerk ausüben kann, werden, was nahe liegend ist, anders reagieren.

Die Hilfestellung der Eltern bei der Berufswahl ihrer Kinder ist insgesamt sehr hoch einzuschätzen. Hätte beispielsweise das Handwerk im Haushalt keinen hohen Stellenwert, würden die handwerklichen Ambitionen des Juniors kaum unterstützt werden.

Die meisten Eltern sind froh, wenn ihre Kinder wissen, was sie beruflich einmal tun möchten und unterstützen in der Regel ihre Pläne. Wenn die Berufsziele realistisch sind, geht es oft nur mehr darum, eine geeignete Ausbildungsstätte zu suchen, was

jedoch, wie das Beispiel des jungen Schmiedes zeigt, oft ein großes Hindernis auf dem Weg zum Traumberuf darstellen kann.

2.4. Persönliche Fähigkeiten

Neben der Hilfe durch die Familie kommt den persönlichen Fähigkeiten eine große Bedeutung zu. Hätte der junge Mann für das Schmieden kein Talent, hätte er früher oder später seine Anstrengungen von sich aus eingestellt, er hätte kein Messer verkauft und keine Kunden gewinnen können. Um ein bestimmtes Berufsziel zu erreichen und einen Beruf über viele Jahre ausüben zu können, braucht es entsprechende persönliche Fähigkeiten.

Wenn Matura und Hochschulstudium Voraussetzung für das Erreichen eines bestimmten Berufszieles sind, sich aber in der Schule keine entsprechende Lernfähigkeit und Lernbereitschaft einstellen, wird es schwierig, den Kindheitstraum weiter zu verfolgen. Spätestens dann braucht es einen weiteren wichtigen Faktor.

2.5. Flexibilität

Flexibilität spielt im Zusammenhang mit einer Berufswahl eine besondere Rolle. Die Berufswahl zu treffen ist das eine, sie zu realisieren das andere. Schmied zu werden in einer Zeit, wo dieses Handwerk eher ausstirbt und es daher kaum Lehrstellen gibt, hätte selbst mit familiärer Unterstützung keine gute Perspektive. Durch seine Erfahrungen als Sanitäter konnte sich der junge Mann mit dem Beruf eines Gesundheits- und Krankenpflegers anfreunden, erst in dieser Kombination scheint sein berufliches Fortkommen gesichert zu sein.

Auch Tanja zeigt Flexibilität, indem sie sich nach ihren schlechten Erfahrungen in der Schule für ein realistischeres Berufsziel entscheidet. Flexibles Handeln ist für eine Berufswahl wichtig, es muss aber auch gelernt sein, was folgendes Beispiel verdeutlicht:

Silke (16): *„Seit der Volksschule weiß ich, dass ich Juwelierin werden möchte, aber jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher, weil es schwierig ist, in unserer Region eine Ausbildungsstelle zu finden. Wenn ich tatsächlich eine Lehrstelle finden sollte, kann ich keinesfalls damit rechnen, dass ich danach in einem Juwelierladen beschäftigt*

werde, sondern ich muss mich selbstständig machen, und ob sich das dann finanziell ausgeht, ist sehr fraglich.

Im Praktikum habe ich jetzt in einem Büro gearbeitet, ich kann mir diese Arbeit gut vorstellen, vor allem das Rechnungswesen interessiert mich.

Ich habe einen Bruder, der 16 Jahre älter ist, er hat zuerst Tischler gelernt und ist jetzt begeisterter Krankenpfleger. Meine Mutter ist gelernte Schneiderin, sie näht und flickt bei uns alles, aber arbeiten tut sie als Reinigungsfrau. Der Vater ist Tischler und Maurer, er baut Häuser, er stellt Fertighäuser auf und macht alles, was dabei zu tun ist.“

Keinen Ausbildungsplatz zu finden, führt notgedrungen dazu, sich andere Berufsziele stecken zu müssen. Dieser Schülerin fällt eine berufliche Umorientierung nicht besonders schwer, sie ist flexibel. Sie weist mit großer Selbstverständlichkeit auf die beruflichen Veränderungen innerhalb ihrer Familie hin. Es gibt den eher ungewöhnlichen Wechsel vom Tischler zum Krankenpfleger, von der Schneiderin zur Reinigungsfrau und ihr Vater muss beim Aufstellen von Fertigteilhäusern ebenfalls über eine breite Palette von beruflichen Kenntnissen verfügen. Vor einem solchen familiären Hintergrund kann sich die Tochter ebenfalls eine andere berufliche Tätigkeit vorstellen als ursprünglich geplant.

Berufswahl und Flexibilität bedingen geradezu einander. Stur ein bestimmtes Ziel allen Widrigkeiten zum Trotz zu verfolgen, ist nur selten von Erfolg gekrönt. Wenn zum Beispiel ein 18-jähriger Schüler einer Fachschule mit Migrationshintergrund mit, wie von seiner Lehrerin bestätigt und im Gespräch erkannten, völlig unzureichenden Deutsch- und schlechten Mathematikkenntnissen angibt, maturieren zu müssen, weil er unbedingt Architekt werden möchte, dann ist eine klare Verkennung seiner Situation gegeben, die irgendwann zu einem bösen Erwachen führen muss, wird nicht vorher eine andere Berufswahl getroffen.

Flexibilität ist auch während einer langen Berufskarriere von Nutzen. So ließ sich etwa ein Maurer nach über 20-jähriger Berufstätigkeit auf Baustellen zum Krankenpfleger umschulen, weil er die Lust an seiner gelernten Erwerbsarbeit verloren hat. Er wechselte von einem männerdominierten Handwerk in einen überwiegend von Frauen besetzten Dienstleistungsbereich und stellt damit eine große Flexibilität unter Beweis.

2.6. Motive für einen Traumberuf

Interessant ist es, die Einflussfaktoren für eine fixe Berufsentscheidung, die schon in der Kindheit getroffen wird, näher zu betrachten. Bei Heinz war es der Ausflug zum Jahrmarkt, wo er sich vom Hämmern und Schmieden eines alten Mannes so stark angezogen fühlte, dass sich daraus sein Traumberuf entwickelte. Bei Tanja war es das väterliche Vorbild und beim 12-jährigen Sohn der interviewten Mutter waren es vermutlich frühkindliche Kontakte mit Tieren auf einem Bauernhof. Die Berufswahl der Kinder speist sich weitgehend aus dem unmittelbaren familiären Umfeld und aus persönlichen Erfahrungen. Weil der Vater handwerklich begabt ist, ist es auch der Sohn. Weil der Papa Tierarzt studiert hat, will es auch die Tochter. Der Kontakt mit Haustieren auf einem Bauernhof führt zum Wunsch Tierarzt zu werden.

Oft eignet sich die berufliche Tätigkeit der Eltern und nahen Verwandten nicht für Traumberufe, da sich dabei nicht nur die Sonnenseiten, sondern auch die Schattenseiten mehr oder weniger deutlich zeigen. Traumberufe zeichnen sich dadurch aus, dass diese vor allem schön und in positiven Farben gesehen werden, was aus der Sicht eines Kleinkindes durchaus nachvollziehbar ist.

Sobald sich Risse in der Vorstellung des Traumberufes zeigen, wird der Wunschberuf gegen einen anderen ausgetauscht. Diese Überlegungen bestätigen sich in folgender Aussage. Sabine (17): *„Ich wollte eigentlich schon als kleines Kind Ärztin werden, aber als ich mit acht Jahren für längere Zeit krank war, habe ich gesehen, dass die Schwestern immer für mich da waren, die Ärzte aber nicht. Da habe ich beschlossen, Krankenschwester zu werden.“*

Sobald der einstige Traumberuf „Kratzer“ bekommt, er nicht mehr dem kindlichen Ideal entspricht, wird ein anderes Berufsziel überlegt. Kinder lassen sich bei der Wahl ihrer Traumberufe von Gefühlen leiten, von bestimmten Bildern, die sich in ihren Köpfen verfestigen. Mit zunehmendem Alter erkennen sie nicht selten, dass sie einem Trugbild nachgegangen sind. Je früher sie sich ernsthaft mit ihrer kindlichen Berufswahl auseinandersetzen, desto eher können sie erkennen, ob es sich weiterhin lohnt, beim Traumberuf zu bleiben.

Die 14-jährige Silve wollte von Kindheit an „Bestatterin“ werden: *„Ich habe mich jetzt vor zwei Monaten beim AMS über diesen Beruf informiert, sie haben gesagt, dass es diesen Beruf als Lehrberuf gar nicht gibt, das machen nur ungelernete Arbeitskräfte. Das war eine große Überraschung für mich. Jetzt interessiere ich mich*

für eine Arbeit im Hotel- und Gastgewerbe, in dieser Branche möchte ich arbeiten, ob in der Küche, beim Service oder an der Rezeption ist mir egal.“

Dieses Beispiel zum Thema Berufswahl seit frühester Kindheit weist auf den träumerischen Aspekt der Berufsfindung hin. Mit zunehmendem Alter bauen sich mehr und mehr Bedenken auf, die berufsbezogenen Informationen nehmen zu, und wenn schließlich der erträumte Beruf kein Lehrberuf ist oder andere bisher nicht bekannte Haken aufweist, löst sich das kindliche Berufsideal in Luft auf und wird, meist nach einer kurzen Schockphase, durch andere Berufsziele ersetzt.

2.7. Innere und äußere Einflussfaktoren

Solange ein Traumberuf von persönlichen Fähigkeiten, einer gewissen Flexibilität und einer wohlwollenden Unterstützung durch die Familie abhängen, die als innere Einflussfaktoren einer Berufswahl gelten, kann es gelingen, das Ziel tatsächlich zu erreichen. Es gibt aber auf dem Weg zur gewünschten Berufstätigkeit oft Hindernisse, die es schwierig bis unmöglich machen, ans Ziel zu gelangen, weil äußere Rahmenbedingungen dies verhindern. Dazu zählen eine fehlende familiäre Unterstützung und keine oder zu knappe Ausbildungsplätze verbunden mit restriktiven Zugangsbeschränkungen. Die strengen Auswahlverfahren wurden auch Christoph (16) zum Verhängnis: *„Nach der Hauptschule wollte ich in die Kindergartenschule. Seit ich im Kindergarten gewesen bin, wollte ich als Kindergärtner arbeiten. Aber ich habe die Aufnahmeprüfung in Mathe nicht geschafft. Jetzt will ich nicht mehr in einem Kindergarten arbeiten. Ich werde nach der Handelsschule den Zivildienst machen und dann sehen wir weiter.“*

Enttäuschung spricht aus diesem jungen Mann, weil ihm der Zugang zur Ausbildung für seinen Traumberuf verweigert worden ist. Noch dazu ist er an „Mathe“ gescheitert, womit er zum Ausdruck bringen will, was dieses Defizit mit Kinderbetreuung zu tun haben soll? Er ist jetzt planlos, braucht Zeit, um sich neu orientieren zu können.

Es stellen sich somit bei der Verwirklichung von Berufswünschen oft Hindernisse in den Weg, die außerhalb der persönlichen Einflussmöglichkeiten des Einzelnen liegen und die dazu führen, eine neue Berufswahl treffen zu müssen. Die folgende

Beschreibung einer frühen Berufswahlentscheidung fasst innere und äußere Einflussfaktoren für einen Traumberuf sehr gut zusammen:

Betina (23): „Ich wollte schon immer Säuglingsschwester werden. Dieses Bild hatte ich von Kindheit an in mir, ich weiß gar nicht mehr, woher dieses Bild stammte, aber Kleinkinder haben mich immer sehr interessiert.

Nach der üblichen Schulkarriere ging ich in die dreijährige HBLA und danach wollte ich die Säuglingsschwesternschule besuchen, aber leider gab es zu wenige Plätze. Mir wurde geraten, zuerst die im gleichen Gebäude befindliche allgemeine Gesundheits- und Krankenpflegeschule zu probieren, wo es noch freie Plätze gab, also entschloss ich mich für diesen Weg.

Im 3. Ausbildungsjahr, ich hätte nur mehr drei Monate Schule bis zum Abschluss gehabt, entschloss ich mich spontan, mit meinen beiden Freundinnen eine Auslandstour zu starten. Ich packte meine Sachen zusammen und fuhr fast ein ganzes Jahr nach Schottland und Irland. Meine Eltern waren nicht sehr erfreut, dass ich so kurz vor dem Ausbildungsabschluss alles hinwarf. Ich meldete mich bei ihnen jeden Monat, damit sie mir Geld überwiesen.

Als ich von meiner Auslandstour wieder zurückkehrte, arbeitete ich ein Jahr lang als Pflegehelferin in einer chirurgischen Abteilung. Erst jetzt mache ich das Diplom. Wenn ich es habe, möchte ich die Ausbildung zur Kinder- und Jugendschwester machen, weil es auf der Säuglingsschwesternschule nach wie vor keinen Platz gibt. Meine Eltern hatten viel Geduld mit mir. Ich bin ihnen sehr dankbar. Heute verstehe ich ihre Sorgen, aber damals hätten mich keine zehn Pferde von dieser Reise abhalten können.“

Das Berufsziel so knapp vor Augen plötzlich aufzugeben, gehört zu den ungeschriebenen Gesetzen der Jugend. In dieser Zeit der körperlichen und geistigen Veränderung können manchmal überraschende Wendungen passieren. Keine „zehn Pferde“ hätten diese junge Frau von ihrer Auslandsreise, die zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt angetreten wurde, abhalten können. Neben den persönlichen Fähigkeiten, der familiären Unterstützung und Flexibilität, braucht es, wie dieses Beispiel beweist, ein entsprechendes Ausbildungsangebot. Die Ausbildungsplätze für Säuglingsschwestern sind rar, die Aufnahmekriterien dementsprechend streng. Mit der Ausbildung zur Kinder- und Jugendschwester kommt diese Frau ziemlich nahe an ihren Traumberuf aus Kindheitstagen heran.

Fehlende Ausbildungsangebote können einen Traumberuf wie eine Seifenblase platzen lassen, sodass eine neue Berufswahl getroffen werden muss.

2.8. Zusammenfassende Erkenntnisse

Manchmal entwickeln sich bereits in der Kindheit derart feste Berufsziele, dass mit einer großen Beharrlichkeit über einen langen Zeitraum daran festgehalten wird. Es ist erstaunlich, dass diese Traumberufe des öfteren auch verwirklicht werden. In der Regel schaffen es aber nur wenige, die hochgesteckten Ziele tatsächlich zu erreichen. Für die Realisierung von zum Teil phantastisch anmutenden Traumberufen gibt es einige berühmte Beispiele. So hatte der letzte Bundeskanzler laut eigenen Angaben seinen Beruf bereits im Kindergarten vor Augen. Lewis Hamilton wollte seit frühester Kindheit Autorennfahrer werden und schaffte es tatsächlich Weltmeister zu werden. Meist aber wird die Berufswahl aus dem Kleinkindalter früher oder später revidiert und durch andere Ziele ersetzt. Persönliche Erfahrungen, die Zunahme von Informationen über den angestrebten Beruf führen und ein fehlendes Ausbildungsangebot führen dazu, andere Berufsziele zu wählen.

Um das in der Kindheit erwählte berufliche Ziel realisieren zu können, bedarf es zweierlei Bedingungen, die zum einen Teil im selbstverantwortlichen und damit im aktiv beeinflussbaren Bereich des Einzelnen liegen und zum anderen Teil von äußeren Bedingungen abhängig sind, die sich dem persönlichen Einflussbereich weitgehend entziehen.

Der persönliche Anteil umfasst so wichtige Fähigkeiten wie Lernfähigkeit, Lernbereitschaft und, je nach Berufswahl, ein entsprechendes Talent plus einen Schuss Flexibilität. Letztere ist oft notwendig, weil oft trotz klarer Berufswahlvorgabe Umwege genommen werden müssen, um das Ziel zu erreichen. Eine gewisse Flexibilität erleichtert es auch, neue Ziele ins Auge zu fassen, wenn das alte nicht erreicht werden kann. Äußerst wichtig jedoch, um Berufswahlentscheidungen möglichst lange aufrecht zu erhalten, ist eine gute familiäre Unterstützung. Selbst wenn diese wichtigen persönlichen Grundvoraussetzungen vorliegen, gibt es keine Gewähr, an der ersten früh getroffenen Berufswahl festhalten zu können. Dazu bedarf es zusätzlich günstiger äußerer Rahmenbedingungen, die vor allem in einem ausreichendem Ausbildungsangebot liegen.

Die Überlegungen zur frühen Berufswahl bestätigen den dynamischen Charakter der Berufswahlentscheidungen. Die Berufswahl hat zunächst kaum etwas mit einer konkreten Realisierung zu tun, es handelt sich zunächst um einen Traum, eine Idee, die erst mit Leben erfüllt werden muss. Die Berufswahl in der Kindheit entsteht aus unbestimmten Gefühlen, die aus einer kindlichen Träumerei erwachsen. Die kindlichen Berufsziele werden zwar häufig vom familiären Umfeld und von persönlichen Erfahrungen genährt, sie finden sich aber auch, ganz im Sinne der kindlichen Traumwelt, oft weit außerhalb aller realen familiären Vorbilder.

3. Über den Zusammenhang zwischen Berufswahl und sozialer Vernetzung

Da die äußeren Bedingungen kaum vom Einzelnen beeinflusst werden können, sie aber große Auswirkungen auf die jeweilige Berufswahl und Berufskarriere haben, werden sich die nächsten Abschnitte mit den verschiedenen äußeren Bedingungen befassen. Wie wirkt sich die jeweilige soziale Umgebung auf die Berufswahl aus? Welche Vor- bzw. Nachteile für die Berufswahl hat es, bestimmten sozialen Netzwerken anzugehören?

Jede und jeder von uns ist in ein mehr oder weniger starkes soziales Beziehungsnetz eingebunden. Es ist keine kühne Annahme davon auszugehen, dass Einzelne umso erfolgreicher in ihrem beruflichen Fortkommen sein werden, je besser sie in ein starkes soziales Beziehungsnetz eingebunden sind. So werden etwa drei Viertel aller offenen Stellen innerhalb der sozialen Netzwerke informell vermittelt. Dieser offensichtliche Zusammenhang zwischen einer Angehörigkeit zu starken sozialen Netzwerken und guten Job- und Ausbildungschancen wird anhand des folgenden Beispiels illustriert.

3.1. Die Berufswahl – ein Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse

Zum Bewerbungstraining kommen Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher Schultypen. Im Pflichtschulbereich handelt es sich dabei zum überwiegenden Teil um 4. Klassen von Haupt- bzw. Mittelschulen und SchülerInnen aus Polytechnischen Lehrgängen, im weiterführenden schulischen Bereich sind es meist Klassen aus Fachschulen und SchülerInnen aus dem AHS- bzw. BHS-Bereich. Die letztgenannten SchülerInnen befinden sich bereits im 11. Schuljahr bzw. aufwärts. Privatschulen nehmen das Angebot der Bewerbungstrainings ebenso an wie öffentliche Ausbildungsstätten. Die folgenden sechs Schülerinnen und Schüler geben kurz Auskunft über ihre Erfahrungen mit Berufspraktika und nennen ihre Berufs- und Ausbildungsziele:

1. Schüler P. (18): *„Ich habe in den Ferien in einer Produktionsfirma für pharmazeutische Produkte gearbeitet. Ich war dort aber nur im Büro. Ich habe auch ein Forschungscamp der Universität Wien besucht. Nach der Schule gehe ich zum Zivildienst, danach forsche ich weiter Biochemie, denn das Forschungsprojekt, an dem ich von Beginn an dabei sein durfte, wird in zwei Jahren auf der Uni weitergeführt.“*

2. Schülerin N. (18): *„Außer Nachhilfe habe ich noch keine Berufserfahrung gemacht. Letzten Sommer war ich auf Einladung meiner Tante in Kanada. Ich konnte in ihrem Hotel ein wenig schnuppern. Wichtig war mir aber vor allem die Vertiefung meiner Englischkenntnisse. Meine Eltern sind Ärzte. Nach der Matura werde ich Medizin studieren, Genetik, Biologie – in diesem Bereich, ich mache auf jeden Fall etwas Naturwissenschaftliches im Bereich Forschung.“*

3. Schüler F. (18): *„Ich habe in den Ferien in einer Investmentbank gearbeitet. Ein Bekannter hat mir diesen Job vermittelt. Nach der Matura mache ich den Zivildienst und dann studiere ich Wirtschaft. In meiner Familie haben alle Wirtschaftswissenschaften studiert.“*

4. Schüler B. (20): *„Nach der Matura werde ich etwas mit Sport machen, vielleicht mache ich aber auch das Lehramt für Deutsch und Geschichte. Nach der Schule werde ich zum Militär gehen. Vielleicht mache ich mich auch selbstständig. Ich könnte ein Lager bauen und für andere Leute etwas unterstellen, zuerst im Inland, dann im Ausland. Ein Freund von mir hat das gemacht, er hat vor zehn Jahren mit diesem Geschäft angefangen. Anfangs hatte er nur einen kleinen Obst- und Gemüseladen am Karmelitermarkt, heute wohnt er in einer Villa und davor stehen Autos, die ich noch nie gesehen habe. Letztes Jahr arbeitete ich in den Ferien einen Monat in einem Lager. Ein Freund war dort beschäftigt und so habe ich diesen Job bekommen, für diesen Sommer habe ich leider noch keinen Feri-job finden können.“*

5. Schüler L. (18): *„Was ich nach der Matura machen werde, weiß ich noch nicht. Letztes Jahr habe ich einen Monat auf der Baustelle gearbeitet. Mein Vater hat mir*

diesen Job vermittelt, er ist Installateur. Jetzt möchte ich zuerst einen Ferialjob. Meine Cousine arbeitet beim KIKA, vielleicht darf ich dort einen Monat arbeiten.“

6. Schülerin G. (18): *„Ich mache jetzt das zweite Mal die 7.Klasse. Das macht mir aber nichts aus, weil es mir in meinem Leben so gut wie hier in der Schule nie mehr gehen wird. Ich habe schon Berufserfahrung. Ich habe während der Schule drei Tage für eine NGO als Mitgliederwerberin gearbeitet. Ich habe mir beim Herumlaufen auf der Straße den Fuß verstaucht und bin vier Wochen vom Turnen befreit gewesen. Neben der Schule habe ich auch bei meinem Onkel im Geschäft gearbeitet. Die Fiema ist in Konkurs gegangen und danach habe ich in seiner Boutique weiter gearbeitet. Nach der Matura werde ich Stewardess, da gibt es eine sechsmonatige Ausbildung und schon geht es los. Wenn ich das nicht schaffe, studiere ich Sprachen, weil ich Persisch, Englisch, Deutsch und ein bisschen Französisch kann.“*

Diese sechs Aussagen zum Thema Berufserfahrung und Berufswahl von alles in allem gleichaltrigen jungen Frauen und Männern weisen neben ein paar Gemeinsamkeiten große Unterschiede auf. Bei den ersten drei Aussagen handelt es sich um SchülerInnen eines privaten Gymnasiums mit Öffentlichkeitsrecht, für das pro Monat 140 € an Schulgeld zu bezahlen ist. Zusätzlich befindet sich diese Schule in einem Bezirk, wo es kaum billige Wohnungen gibt, wodurch der Anteil an ZuwanderInnen gering ist. In der Klasse befinden sich nur drei SchülerInnen mit Migrationshintergrund.

Die Aussagen vier bis sechs stammen von SchülerInnen eines Oberstufenrealgymnasiums aus einem Bezirk mit vergleichsweise günstigen Mietpreisen. Rund 80 Prozent der SchülerInnen dieser Klasse haben einen Migrationshintergrund.

3.2. Wenige Gemeinsamkeiten – gravierende Unterschiede

Gemeinsam sind den sechs Aussagen das Alter der Jugendlichen und ihr Ausbildungsgrad. Alle sind rund 18 Jahre alt und alle sechs SchülerInnen besuchen die 7. Klasse einer AHS - Oberstufe. Alle äußern sich über eine mögliche berufliche Zukunft und nennen mehr oder weniger konkrete Berufswünsche. Das ist aber auch schon alles an Gemeinsamkeiten.

Große Unterschiede zeigen sich im Bezug auf

1. die beruflichen Vorkenntnisse,
2. den Konkretisierungsgrad der Berufswahl,
3. den familiären Hintergrund und
4. das persönliche Auftreten und Verhalten.

Diese Unterschiede lassen sich nicht nur unter den jeweils drei SchülerInnen der beiden Vergleichsklassen, sondern aus allen Aussagen der beiden SchülerInnengruppen ableiten. Die folgende Übersicht fasst die auffälligsten Unterschiede der beiden Klassen tabellarisch zusammen:

<p>7. Klasse Oberstufenrealgymnasium, (kein Schulgeld), Migrationsanteil = 80 Prozent</p>	<p>7. Klasse AHS – Oberstufe (mit Schulgeld von 140€/Monat), Migrationsanteil = 10 Prozent</p>
<p>Anzahl: 18 SchülerInnen, davon 12 Schülerinnen und 6 Schüler</p>	<p>Anzahl: 20 SchülerInnen, davon 7 Schülerinnen und 13 Schüler</p>
<p>11. Schulstufe ist nicht gleich elf Schuljahre: Von allen 18 SchülerInnen befinden sich nur zwei tatsächlich im 11. Schuljahr, alle anderen haben zumindest ein Jahr wiederholt und ein Drittel geht bereits mehr als 12 Jahre zur Schule.</p>	<p>11. Schulstufe ist gleich elf Schuljahre: Von allen 20 SchülerInnen haben nur zwei einmal eine Klasse wiederholt, alle anderen befinden sich im 11. Schuljahr.</p>
<p>Ferialpraktikas bzw. Berufser- fahrung: Zehn SchülerInnen haben noch keine Berufserfahrung sammeln können; es gibt nur Berufserfahrung auf Grund der Teilnahme an berufspraktischen Tagen, die von der Schule organisiert werden. Selbst das Schnuppern in Betrieben</p>	<p>Ferialpraktikas bzw. Berufser- fahrung: Sechs SchülerInnen haben noch keine Berufserfahrung; alle anderen haben ihre Berufser- fahrung durchwegs über eigene soziale Kontakte organisieren können;</p>

<p>lässt sich nicht für alle organisieren; nur drei SchülerInnen sammelten Berufserfahrung weil sie im Betrieb der Familie bzw. Verwandtschaft arbeiten konnten.</p>	
<p>Berufswahl: Nur knapp die Hälfte aller 18 SchülerInnen (11 an der Zahl) weiß ziemlich genau, was sie nach der Matura machen will, die andere Hälfte ist sich darüber noch völlig im Unklaren.</p>	<p>Berufswahl: Fast alle SchülerInnen haben eine ziemlich genaue Vorstellung, was sie nach der Matura studieren werden. Nur eine Schülerin (sie hat Migrationshintergrund), weiß noch nicht Bescheid.</p>
<p>Persönliches Auftreten: Überwiegend unsicher;</p>	<p>Persönliches Auftreten: Überwiegend selbstbewusst und souverän;</p>

3.2.1. Berufliche Vorkenntnisse

Wenige Tage bevor die SchülerInnen der „Migrationsklasse“ drei berufspraktische Tage machen sollen, haben insgesamt vier von 18 noch keine Praktikumsstelle organisieren können.

Für die SchülerInnen der Privatschule sind hingegen Probleme bei der Suche von Ferienjobs oder Praktikumsstellen kein Thema. Entweder wird erst gar kein Job in den Ferien angestrebt, weil zum Beispiel ein Auslandsaufenthalt zur Vertiefung der Sprachenkenntnisse bevorzugt wird, oder sie machen in den Schulferien Berufserfahrungen, die bereits dort angesiedelt sind, wo sie später beruflich tätig sein wollen.

Ganz anders stellt sich die Situation in der zweiten Gruppe dar. Bereits das Suchen einer Ferienarbeit stellt sie vor Schwierigkeiten. Wenn Jobs gefunden werden, handelt es sich durchwegs um wenig angesehene Hilfsarbeiten. „*Letztes Jahr habe ich auf einer Baustelle gearbeitet, dieses Jahr werde ich vielleicht bei KIKA arbeiten können.*“ Oder: „*Letztes Jahr habe ich in einem Lager gearbeitet, für diesen Sommer habe ich noch keinen Job finden können.*“ Der junge Mann mit Erfahrung als

Lagerarbeiter fragte später sogar mich, ob ich ihm einen Job vermitteln könne. Von seinen Eltern kann er keine Unterstützung erwarten.

Die Ferialjobs werden vor allem wegen des damit verbundenen Geldverdienens angestrebt. Der Druck, mehr finanzielle Selbstständigkeit zu erreichen, ist so groß, dass in der „Migrationsklasse“ einige SchülerInnen auch während der Schulzeit Jobs annehmen, wenn sich einer anbietet. So arbeiten einige am Samstag im Einzelhandel, aber auch am Abend im Gastgewerbe und Verkauf. *„Ich habe während der Schule drei Tage für eine NGO als Mitgliederwerberin gearbeitet und bei meinem Onkel im Geschäft.“*

Durch das Arbeiten neben der Schule bleiben das Lernen und Vorbereiten auf Schularbeiten auf der Strecke, sodass die Schulleistungen dementsprechend schlecht sind und einzelne Schulstufen wiederholt werden müssen, was in der „Migrationsklasse“ als normale Schulkarriere angesehen wird. Das Wiederholen, so sagt es eine Schülerin, *„macht mir nichts aus, weil es mir in meinem Leben so gut wie hier nie mehr gehen wird.“* Auch in der Privatschule wird nebenbei noch gearbeitet, allerdings äußerst einschlägig: *„Ich gebe Nachhilfe“*, sagt eine Schülerin.

SchülerInnen der „Migrationsklasse“ haben es schwer, einen Ferialjob zu bekommen. Wenn sie eine Arbeit finden, unterscheidet sie sich in der Qualität gravierend von den Ferialarbeiten der PrivatschülerInnen: *„Ich habe in den Ferien in einer Investmentbank gearbeitet. Ein Bekannter hat mir diesen Job vermittelt. Bei einem Meinungsforschungsinstitut habe ich ebenfalls über einen anderen Bekannten bei Umfragen mitgearbeitet.“* Oder: *„In den Ferien habe ich in der Firma, wo mein Vater arbeitet, im Personalbüro gejobbt, zusätzlich arbeitete ich in einem Wirtschaftsförderungscenter und im Zentrum für Forschungstechnologien.“* Oder: *„Meine Cousine arbeitet in der Wirtschaftskammer und so konnte ich dort in den Ferien arbeiten. Dieses Jahr arbeite ich im WIFI – wieder über meine Cousine.“* Oder: *„Ich habe in den Ferien in einer Produktionsfirma für pharmazeutische Produkte gearbeitet. Ich war dort aber nur im Büro.“* Oder: *„Ich habe im Seitenblicketeam mitgearbeitet.“* Oder: *„Ich habe in der Steuerberatungskanzlei gearbeitet, wo mein Stiefvater beschäftigt ist.“* Oder: *„Ich habe im Anwaltsbüro meines Bekannten gearbeitet.“*

Diese beruflichen Erfahrungen, die vom Großteil der Schülerinnen und Schüler während der Ferien gemacht wurden, sind von den dürftigen Ferienjobs der SchülerInnen der Migrationsklasse so weit entfernt wie die Erde vom Mond. Die SchülerInnen der „Migrationsklasse“ können mit diesen Jobs nicht mithalten. Sie berichten lediglich von Hilfsarbeiten auf Baustellen und Lagerhallen, die meisten von ihnen haben überhaupt noch keine Berufserfahrungen machen können.

3.2.2. Konkretisierungsgrad der Berufswahl

Auffallend sind in beiden Klassen völlig unterschiedliche Aussagen zur Berufswahl. In der „Migrationsklasse“ äußern sich die meisten SchülerInnen ziemlich unklar, wie es mit ihnen nach der Matura weitergehen soll, in der „Privatschulklasse“ werden im Gegensatz dazu überwiegend klare Angaben zur Berufswahl und konkrete Karriereziele genannt.

Die Aussagen der SchülerInnen der Privatschule lauten:

„Nach dem Zivildienst studiere ich Wirtschaft.“ Oder: „Ich studiere Medizin.“ Oder: „Nach dem Zivildienst forsche ich Biochemie.“

In dieser Privatschule gibt es lediglich eine Schülerin, die offensichtlich mit ihren MitschülerInnen, was die Jobmöglichkeiten und berufliche Zukunft anlangt, nicht mithalten kann. Sie erzählt: *„Meine Eltern stammen aus Indien. Ich bin zuerst ein paar Jahre in Wien zur Schule gegangen, dann aber sind wir wieder nach Indien zurückgekehrt. Jetzt bin ich wieder seit fünf Jahren in Wien. Meine Eltern arbeiten in der Krankenpflege. Meine Schwester hat die Lehre im EDV-Bereich gemacht, ich selbst habe noch keine Berufserfahrung gemacht, möchte aber irgendwas Soziales machen.“*

Mit dieser unklaren Aussage über ihre berufliche Zukunft schließt sich diese Schülerin, deren Eltern aus Indien stammen, den vagen Vorstellungen der ihr unbekanntem Migrationsklasse an. In der Privatschule steht sie mit ihren fehlenden Arbeitserfahrungen und bescheidenen beruflichen Zielen als Außenseiterin da.

SchülerInnen und Schüler mit Migrationshintergrund fällt es mit 17, 18 Jahren schwer, ein konkretes Berufsziel zu nennen. Einige typische Aussagen aus der „Migrationsklasse“: *„Vielleicht mache ich das Lehramt, vielleicht mache ich mich aber auch selbstständig.“ Oder: „Nach der Matura werde ich Stewardess, wenn ich*

das nicht schaffe, studiere ich Sprachen.“ Wenn tatsächlich ein konkretes Ziel genannt wird, wird sofort ein Plan B aus dem Hut gezaubert. Im Gegensatz zur „Privatschulklasse“ fallen die Berufsziele der „Migrationsklasse“ überwiegend unsicher aus. Die jungen Menschen trauen sich selten zu, hochgesteckte Ziele zu formulieren, während ihre Kollegen aus der Privatschule kaum Bedenken äußern, was ihre akademische Karriere anlangt. Eine häufige Aussage der „Migrantenklasse“ ist: *„Was ich nach der Matura tun werde, weiß ich noch nicht.“* Diese vage Zukunftsperspektive kommt bei den SchülerInnen der Privatschule kaum vor.

Diese großen Unterschiede zeigen, dass es einen Zusammenhang zwischen der Einbettung der Schülerinnen und Schüler in unterschiedlich starke soziale Netzwerke gibt. Es macht für den Grad der Konkretisierung einer Berufswahl einen großen Unterschied aus, ob Eltern und nahe Verwandte in hochqualifizierten Berufsfeldern beschäftigt oder als unqualifizierte ArbeiterInnen tätig sind. Den SchülerInnen der „Migrationsklasse“ fehlen weitgehend akademische Vorbilder, deswegen sind ihre akademischen Berufsziele meist nicht sehr konkret. Ihre Eltern können nur ab und zu einen Ferienjob als Hilfskraft am Bau, im Lager oder im Verkauf vermitteln, aber kaum einen in einem Investmentbüro, in einer Steuerberatungskanzlei oder in der Wirtschaftskammer.

3.2.3. Familiärer Hintergrund

Der familiäre Hintergrund der SchülerInnen der Privatschule unterscheidet sich stark von dem der „Migrationsklasse“. PrivatschülerInnen weisen wiederholt auf den akademischen Bildungsstand ihrer Eltern hin: *„In meiner Familie haben alle Wirtschaftswissenschaften studiert.“* Oder: *„Meine Eltern sind Ärzte.“* Dieser soziale Hintergrund gibt die berufliche Richtung vor, Medizin oder Wirtschaftswissenschaften werden studiert, weil diese Berufsfelder bereits von Familienmitgliedern abgedeckt werden.

Anders wiederum stellt sich die familiäre Situation in der „Migrationsklasse“ dar: *„Neben der Schule habe ich auch bei meinem Onkel im Geschäft gearbeitet. Die Firma ist in Konkurs gegangen.“* Oder: *„Mein Vater ist Installateur... meine Cousine arbeitet beim KIKA.“*

Die Berufe der Eltern eignen sich kaum für eine berufliche Weichenstellung nach Ablegung der Reifeprüfung. Das schwache familiäre Beziehungsnetz reicht für die Hilfestellung einer konkreten Berufswahl kaum aus.

Da die Eltern der SchülerInnen der Privatschule vielfach gute berufliche Positionen einnehmen und dementsprechend stark sozial vernetzt sind, können sie ihren Kindern jede Hilfe und Unterstützung bieten. Selbst die Finanzierung von längeren Auslandsaufenthalten stellt kein Problem dar.

Interessant an den unterschiedlichen Möglichkeiten beider Vergleichsklassen ist auch, dass sich die SchülerInnen der „Privatschulklasse“ der besonderen Vorteile sozialer Vernetzung durchaus bewusst sind. So schätzen sie die Frage der Trainerinnen bezüglich der Bedeutung sozialer Netze bei der Jobvermittlung völlig richtig ein, während die „Migrationsklasse“ als wichtigste Jobvermittlungsinstanz das Internet nennt.

Für die Eltern der SchülerInnen mit Migrationshintergrund ist eine Bildungsferne typisch. Eltern mit Migrationshintergrund haben kaum genügend Wissen und Kenntnisse der deutschen Sprache, um eine echte Hilfestellung für ihre Kinder bei Schulproblemen zu sein. Wegen ihrer eher schlechten Deutschkenntnisse meiden sie den Kontakt zur Schule. So merkt etwa eine AHS - Lehrerin zum Thema Elterninteresse folgendes an: *„Zu uns kommen kaum Eltern zum Elternsprechtag. Ein Grund liegt darin, dass sie zu wenig Deutsch können. Ab und zu kommen Geschwister, vor allem ältere Brüder in die Sprechstunde. Ich weiß, dass in der Türkei die Lehrer zu den Eltern in die Häuser kommen. Es ist durchaus plausibel, dass aus diesem Grund die Eltern der SchülerInnen mit Migrationhintergrund der Schule fern bleiben, weil für sie das Aufsuchen der Schule eine große kulturelle Barriere darstellt.“*

Eltern mit Migrationshintergrund, die es ihren Kindern ermöglichen, eine höhere weiterführende Schule zu besuchen, sind sehr an guter Ausbildung ihrer Kinder interessiert. Hauptmotiv ihres Verhaltens ist das Wohlergehen ihrer Kinder, denen es einmal besser als ihnen gehen soll. Die SchülerInnen mit Migrationshintergrund schaffen es dennoch kaum, eine Schulkarriere ohne Wiederholung der einen oder anderen Schulstufe zu bewältigen, weil ihre Ausgangsposition mit mangelnden Kenntnissen in der lebenden Fremdsprache Deutsch innerhalb des gegenwärtigen Schulsystems kaum ausgeglichen werden kann.

Der familiäre Hintergrund spielt auch dann eine große Rolle, wenn trotz aller Schwierigkeiten die Matura und womöglich sogar ein Hochschulstudium erfolgreich abgeschlossen werden kann. Ein jung verheirateter Mann aus der Türkei erzählt: *„Ich bin nach Österreich gekommen, weil meine Frau, die ich geheiratet habe, eine Österreicherin ist. Ihre Eltern stammen aus der Türkei, aber sie ist in Österreich geboren. Sie hat die HAK - Matura gemacht und jetzt schließt sie gerade ihr Universitätsstudium auf der WU ab. Sie hat aber noch keinen Job in Aussicht. Das ist auch ein Problem in Österreich, dass man zwar eine gute Ausbildung machen kann, aber danach keine Arbeit findet.“* Weil die soziale Vernetzung in das entsprechende Arbeitsfeld kaum vorhanden ist, kommt es zu qualifizierten HochschulabgängerInnen, die oft keine adäquate Arbeitsstelle finden. Das nachteilige Merkmal „Migrationshintergrund“ lässt sich selbst mit dem Erreichen des höchsten Bildungsgrades nur schwer abschütteln.

3.2.4. Persönliches Auftreten und Verhalten

Während die SchülerInnen der Privatschule ihre beruflichen Ziele durchwegs klar und selbstbewusst formulieren, gelingt dies den SchülerInnen mit Migrationshintergrund kaum. Die sprachlichen Defizite der SchülerInnen sind groß und zeigen sich auch während der Bewerbungstrainings, wenn es zum Beispiel darum geht, sich bei einem potentiellen Arbeitgeber vorzustellen bzw. telefonisch einen Termin zu vereinbaren.

Ein Übungstelefongespräch eines Schülers, der sich bei der Firma „Huber“ um einen Job beworben hat, läuft wie folgt ab. Nachdem er seine schriftlichen Unterlagen vor mehr als zehn Tagen abgeschickt hatte und bisher noch keine Nachricht erhalten hat, ruft er dort an. Er wählt die Telefonnummer, es läutet:

„Firma Huber – was kann ich für Sie tun?“

Schüler: *„Ich heiße Emre, ich habe mich beworben.“*

Firma Huber: *„Ja, dann verbinde ich Sie mit unserer Personalabteilung, bitte bleiben Sie in der Leitung.“* *„Personalabteilung Meyer, was kann ich für Sie tun?“*

Schüler: *„Ich heiße Emre und habe mich beworben.“*

Frau Meyer: *„Emre? Und wie bitte heißen sie noch?“*

Schüler: *„Turgai, Emre Turgai.“*

Frau Meyer: *„D wie Dora oder wie Titus?“*

Schüler zögernd: „*Wie Tiger.*“

Frau Meyer: „*Ah, ja – da habe ich ja ihre Unterlagen. Danke Herr Turgai, dass Sie uns anrufen. Ich habe eine Frage: Gehen Sie noch zur Schule?*“

Schüler: „*Ja, sicher.*“

Frau Meyer: „*Sie haben vergessen uns ihr Halbjahreszeugnis zu schicken. Können Sie das bitte noch nachholen. Wir möchten uns einen Überblick über ihre Schulleistungen verschaffen.*“

Schüler seufzend: „*Okay.*“

Frau Meyer: „*Ja, bitte schicken sie uns das Zeugnis so schnell wie möglich und noch was: Bitte begründen Sie mit einigen Worten, warum sie bei uns die Lehre machen wollen. Ist das möglich? Ja?*“

Schüler: „*Ja, wenn es sein muss.*“

Frau Meyer: „*Ja es würde unsere Entscheidung erleichtern. Gut, Herr Turgai, dann erwarte ich von Ihnen in den nächsten Tagen Post. Danach melden wir uns wieder. Schönen Tag noch Herr Turgai. Auf Wiederhören.*“

Emre: „*Auf Wiederhören.*“

Aussage von Emre nach diesem Telefongespräch: „*Ich hasse es, wenn ich soviel gefragt werde.*“

Die Trainerin macht Emre darauf aufmerksam, während des Telefonats immer freundlich zu bleiben und keinesfalls zu vermitteln, kurz angebunden und ungeduldig zu sein.

Ohne das Verhalten des Schülers in dieser gespielten Szene überbewerten zu wollen, zeigt sich hier ein auffälliges Fehlverhalten. Dem 17-jährigen Schüler gelingt es nicht, ein besonderes Interesse für den Job zu signalisieren, er macht keine gute Werbung für sich, er schafft es nicht, sich von einer guten Seite zu zeigen und wird daher im Auswahlverfahren bei der Firma „Huber“ eher keine Berücksichtigung finden. Dieser Jugendliche versteht es nicht, sich „gut zu verkaufen“, weil ihm diese Situation fremd ist. Seine begrenzten Kulturtechniken reichen nicht aus, um diese vergleichsweise einfache Situation entsprechend meistern zu können.

Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund haben nicht nur oft schulische Probleme, ihre Benachteiligung setzt sich bei der Berufswahl fort, die durch unsicheres Verhalten geprägt ist. P. Bordieu spricht in diesem Zusammenhang vom so genannten "inkorporierten" Kapital. Das bedeutet, dass SchülerInnen aus der Oberschicht durch ihre familiäre Sozialisation, ihre klassenspezifische Sprache und

Umgangsformen andere Signale aussenden als SchülerInnen mit Migrationshintergrund und damit anders wahrgenommen und behandelt werden.

Noch ein auffallender Verhaltensunterschied zeigt sich: Die SchülerInnen der Privatschule sind sich im Gegensatz zu ihren KollegInnen in der „Migrationsklasse“ weitgehend darüber einig, dass es mühsam sei, in Gruppen zusammenzuarbeiten. Vielen von ihnen fällt es nach ihren Angaben schwer, sich in eine Arbeitsgruppe einzugliedern und sich womöglich unterzuordnen. Wenn in der Schule Gruppenarbeiten zu erledigen sind, wird das zu bearbeitende Stoffgebiet untereinander möglichst gerecht aufgeteilt und einzeln bearbeitet. Wenn ein Gruppenmitglied Schwierigkeiten hat, die Aufgabenstellung zu bewältigen, besteht kaum Bereitschaft „andere mitzuschleppen“, wie sie es formulieren. Diese eher unsolidarische Vorgehensweise wird selbstbewusst vertreten. Gestik, Mimik und Tonfall stimmen so stark mit ihren Worten überein, dass ihren Ausführungen eine hohe Überzeugungskraft innewohnt. Dass viele dieser jungen Schülerinnen und Schüler es irgendwann zu Führungskräften bringen werden, ist gut vorstellbar.

3.2.5. Unterschiede zwischen Mädchen und Burschen

Schülerinnen mit Migrationshintergrund wissen in der 7. Klasse Gymnasium besser als ihre Mitschüler über ihre berufliche Zukunft Bescheid: *„Nach der Matura werde ich Innenarchitektur studieren. Ich habe ein Talent für das genaue Zeichnen.“* Oder: *„Ich werde Pharmazie studieren, das interessiert mich. In der Schule ist Chemie mein Lieblingsfach.“* Oder: *„Nach der Matura studiere ich Kindergartenpädagogik.“* Oder: *„Ich werde Psychologie studieren.“* Oder: *„Ich werde Pädagogik studieren, da ich in der Volksschule unterrichten möchte.“* Oder: *„Nach der Matura studiere ich Biologie und Pädagogik. Ich will das Lehramt für das Gymnasium machen.“* Diese zielsicheren Aussagen von Schülerinnen mit Migrationshintergrund halten sich mit unsicheren ihrer Mitschülerinnen die Waage: *„Mein Bruder arbeitet in einer Werbefirma. Ich habe noch keine Ahnung, was ich nach der Matura machen werde, vielleicht studiere ich Werbung, das interessiert mich.“* Oder: *„Ich werde etwas mit Tourismus machen oder Dolmetsch.“* Oder: *„Nach der Matura studiere ich entweder*

Architektur oder Steuerberatung.“ Oder: „Entweder mache ich das Architekturstudium in Graz oder das Konservatorium in der Türkei.“

Rund die Hälfte der 17-jährigen Schülerinnen mit Migrationshintergrund nennen unklare Berufsziele, die andere Hälfte hat hingegen überraschend klare Berufswunschvorstellungen.

Nicht selten verdeckt das Nahziel Matura jede weitere Auseinandersetzung mit der Zeit danach, was sich an folgenden Aussagen von Schülerinnen mit Migrationshintergrund zeigt: *„Ich möchte nach der Matura wahrscheinlich studieren, vielleicht Politikwissenschaft? Muss man das studieren, um Politiker zu werden?“* Oder: *„Nach der Matura werde ich Medien studieren.“*

Bei den Burschen mit Migrationshintergrund überwiegen eindeutig unklare Aussagen zum Thema Berufswahl: *„Ich habe keine Ahnung, was ich nach der Schule tun soll. Ich weiß es nicht! Für die berufspraktischen Tage habe ich auch noch nichts organisiert, ich habe keine Ahnung.“* Oder: *„Nach der Matura werde ich zum Bundesheer gehen und danach gehe ich gleich in eine Bank und beginne dort zu arbeiten, oder ich gehe vielleicht studieren: Wirtschaft und Mathematik.“* Oder: *„Nach der Matura gehe ich zum Bundesheer und danach gehe ich auf die Polizeischule, oder ich studiere Geographie und Sport.“*

Für jede Berufswahl, gibt es einen Plan B, der mit der ersten Wahl fast nichts gemein hat.

Diejenigen Schüler, die genau wissen, wie es nach der Matura weitergehen soll, stellen eine Minderheit dar. Einer meinte selbstbewusst: *„Nach der Matura gehe ich auf die pädagogische Hochschule und werde Volksschullehrer. Das wollte ich schon immer.“* Oder: *„Ich gehe nach der Matura auf die WU und studiere Management, weil das ist heute gefragt.“*

Die Unsicherheit der 17-jährigen Schüler mit Migrationshintergrund ist überraschend groß. Sie sind sich nicht sicher, die Matura zu schaffen und trauen sich kaum ein Studium zu.

Ganz anders stellen sich die beruflichen Vorstellungen für die SchülerInnen der Privatschule dar. Fast alle von ihnen haben bereits einschlägige Berufserfahrungen und ihre beruflichen Ziele sind meist ziemlich konkret. Betrachten wir zunächst die Berufswünsche der Burschen. Viele von ihnen haben klare berufliche Vorstellungen wie etwa folgende:

„Nach der Matura mache ich das Bundesheer und danach möchte ich unbedingt ins Reinhardseminar. Das ist die beste Schauspielschule im deutschsprachigen Raum, das sieht man allein daran, dass sehr viele Deutsche da drinnen sind und lernen. Weil ich aber vom Beruf der Schauspielerei wahrscheinlich nicht gut leben können werde, werde ich weiterhin den Beruf des Reitlehrers ausüben. Ich gebe im familieneigenen Betrieb nur Einzelunterricht. Vom Gehalt des Reitlehrers lässt sich gut leben, aber als Beruf ist mir das auf die Dauer zu wenig Herausforderung.“ Oder: „Nach dem Bundesheer gehe ich in die Molekularforschung und Biotechnologie. Ich weiß nur noch nicht, ob ich eine Fachhochschule wähle oder die Uni.“ Eine ähnliche Aussage: „Nach dem Zivildienst oder Bundesheer werde ich auf die Technische Universität gehen, dort habe ich viele gute Bekannte. Ich werde wahrscheinlich Maschinenbau studieren. Mein Vater war ein Maschinenbauer und mein Großvater auch, ich werde diese Familientradition fortsetzen.“ Oder: „Nach dem Bundesheer möchte ich auf die BOKU gehen. Ich komme aus einer Arztfamilie, aber ich möchte nicht Medizin studieren.“ Oder: „Nach dem Bundesheer mache ich das Medizinstudium, mein Vater ist Zahnarzt.“

Es gibt in dieser Gruppe nur vergleichsweise wenige wankelmütige Schüler: *„Nach dem Bundesheer mache ich entweder Tierarzt oder Architektur. Ich bin mir da noch nicht sicher, welchen Beruf ich ausüben möchte.“ Oder: „Nach dem Zivildienst möchte ich gerne Astrophysik, Philosophie oder vielleicht auch Architektur machen, auf alle Fälle aber möchte ich im Ausland studieren.“ Oder: „Nach dem Zivildienst werde ich Medizin oder Biotechnologie studieren.“*

In dieser Klasse gibt es nur einen einzigen unentschlossenen Schüler der sagt: *„Nach dem Bundesheer weiß ich noch nicht, was ich tun soll.“*

In der Vergleichsgruppe der Schülerinnen stellt sich die Situation so dar: *„Nach der Matura nehme ich mir ein Sozialjahr, ich gehe nach Afrika oder Südamerika, danach studiere ich Jus für Internationales Recht und danach möchte ich in die Diplomatische Akademie gehen. Mein Ziel ist es, in einer Abteilung der Vereinten Nationen in führender Position zu arbeiten.“ Oder: „Nach der Matura gehe ich ein halbes Jahr nach Südamerika, weil ich in Peru geboren bin und dort bis zum 3. Lebensjahr gelebt habe. Danach gehe ich in die USA und dann nach Frankreich, um meine Sprachkenntnisse zu vertiefen. Danach werde ich entweder Jus oder*

Politikwissenschaft studieren.“ Oder: „Nach der Matura gehe ich ein Jahr nach New York und dann studiere ich Publizistik.“ Oder: „Meine Eltern arbeiten im Krankenhaus, meine Tante ist OP-Schwester und ich werde Ärztin.“ Oder: „Ich werde Pharmazie studieren und Medizin. Meine Eltern haben eine Apotheke.“

Die Berufsziele und Zukunftspläne könnten kaum klarer formuliert werden, als von diesen Schülerinnen und Schülern der 7. Klasse einer Privatschule. Auf Grund ihrer Einbettung in ein starkes soziales Netzwerk ist dem Großteil von ihnen die Realisierung der hochgesteckten Ziele durchaus zuzutrauen. Im Unterschied zur Klasse mit hohem Migrationshintergrund überwiegen hier eindeutige Aussagen über ganz konkrete Berufspläne, es finden sich nur wenige wankelmütige mit unterschiedlichen Studienzweigen. Einer weiß nicht, ob er Tierarzt oder Architektur studieren soll, der andere ist sich nicht im Klaren, ob er Astrophysik, Philosophie oder Architektur angehen soll und ein dritter schwankt noch zwischen Medizin und Biotechnologie.

Die Schülerinnen genehmigen sich, was auffallend ist, zum großen Teil Auslandsaufenthalte, um ihre Sprachkenntnisse zu vertiefen. Sie wissen bereits über die Aufenthaltsdauer Bescheid und vor allem, was sie danach studieren werden. Außer dem Wunsch nach Erfahrungen im Ausland unterscheidet sich ihre Berufswahl kaum von den Mitschülern in ihrer Klasse.

Ab und zu finden sich jedoch, entgegen allen Trends und Erwartungen, auch erfrischend selbstbewusste Äußerungen von kurz vor der Matura stehenden Schülerinnen mit Migrationshintergrund, die sich nahtlos an die konkreten Berufsziele der eben zu Wort gekommenen Schülerinnen ohne Migrationshintergrund anfügen lassen. Die 17-jährige Meral erzählt: *„Nach der Schule gehe ich auf die WU (= Wirtschaftsuniversität) und studiere dort BWL (= Betriebswirtschaftslehre). Ich möchte Managerin in einem großen internationalen Unternehmen werden. Mit diesem Beruf kann ich am besten meine Interessen und Fähigkeiten verbinden. Ich reise gerne und suche den Kontakt zu fremden Menschen. Ich bin eine Führungspersönlichkeit, das klingt jetzt vielleicht überheblich, aber ich spüre das in mir. Ich kann mich aber auch unterordnen und mich hocharbeiten, am Ende ist mein Platz aber ganz oben. Ich war bereits mit meiner Freundin auf der WU, sie hat dieses Jahr angefangen zu studieren. Ich fühlte mich dort sofort wohl. Die Atmosphäre ist einfach super. Da sind alles junge Leute, das ist die Zukunft von morgen. Ausbildung ist mir sehr wichtig.*

Meine Eltern stammen aus der Türkei. Ich will nicht so leben, wie sie leider leben müssen, weil sie keine Ausbildung machen konnten. Beide arbeiten in einer Reinigungsfirma, mein Vater ist dort Partieführer.

Mir ist es auch ein Anliegen, dass ich mit meinem Migrationshintergrund den Leuten zeige, wie wichtig eine gute Ausbildung ist. Ich möchte als Zuwanderin und als Frau geschätzt werden. Ich habe eine sehr feministische Einstellung. Mir ist die Gleichberechtigung der Frau ein großes Anliegen und auch die Herkunft darf kein Nachteil sein. Ich habe eine strenge Moralvorstellung, ich habe feste Prinzipien, die ich nicht aufgeben möchte. Zum Beispiel Leute einfach zu entlassen, das geht nicht. Ich bin für Humanität in den Firmen. Mir ist auch der soziale Zusammenhalt sehr wichtig, ich gebe zum Beispiel Nachhilfe. Wir machen die Aufgabe gleich nach der Schule, wir helfen uns gegenseitig, es ist wichtig, dass man sich hilft.“

3.3. Zusammenfassende Erkenntnisse

Anhand der Gegenüberstellung von Berufswünschen und möglichen Berufskarrieren von zwei siebten Klassen lässt sich die besondere Bedeutung des sozialen Hintergrundes deutlich nachweisen. Dies zeigt sich klar an folgenden Zusammenhängen:

1. SchülerInnen mit Migrationshintergrund gelingt es insgesamt viel schwerer, einen vierwöchigen Ferienjob zu organisieren als der Vergleichsgruppe von SchülerInnen ohne Migrationshintergrund. Die einen sammeln ab und zu Lagerarbeits-, Verkaufs- und sonstige wenig angesehene Arbeitserfahrungen, die anderen jobben als Reitlehrer, in der Wirtschaftskammer und in anderen angesehenen Einrichtungen.
2. Die SchülerInnen mit Migrationshintergrund sind auch während des Schuljahres häufig auf Jobsuche und nehmen Möglichkeiten etwas Geld zu verdienen gerne an. Die SchülerInnen der Vergleichsgruppe stehen hingegen während der Schulzeit kaum unter finanziellem Druck, sie geben höchstens Nachhilfestunden und konzentrieren sich ansonsten voll auf die Schule und auf ihre Hobbys.

3. SchülerInnen der Privatschule kalkulieren das Bestehen der bevorstehenden Matura fix in ihre Planungen ein und peilen vielfach eine akademische Ausbildung und Karriere an. SchülerInnen mit Migrationshintergrund sind mit ihren schulischen Problemen oft so stark beschäftigt, dass sie kaum klare berufliche Perspektiven über das Nahziel Matura hinaus formulieren können.
4. Deutliche Unterschiede zeigen sich auch zwischen Mädchen und Burschen. Schüler mit Migrationshintergrund formulieren ihre berufliche Zukunft besonders schwammig, während ihre weiblichen Pendanten zumindest zur Hälfte klare Berufsziele vor Augen haben. Diese Klarheit im Bezug auf eine berufliche Karriere zeigt sich unabhängig vom Geschlecht bei nahezu allen SchülerInnen der Privatschule.
5. Das persönliche Auftreten und Verhalten der SchülerInnen in beiden Vergleichsgruppen prädestiniert die einen zu erfolgreichen Universitäts- oder FachhochschulabgängerInnen und späteren Führungskräften, während diese Karriereverläufe für Jugendliche mit Migrationshintergrund kaum vorstellbar sind. Grund dafür ist der unterschiedliche soziale Hintergrund, der sich in der verbalen Ausdrucksfähigkeit aber auch in der nonverbalen Körpersprache klar widerspiegelt. Das Gefühl der SchülerInnen der Privatschulklasse etwas Besseres zu sein, lässt sie höhere berufliche Positionen anstreben. Die SchülerInnen der „Migrationsklasse“ signalisieren in ihrem Verhalten und in ihren Einstellungen, keinen besonderen Ehrgeiz zur Erlangung von Toppositionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu haben.

4. Berufswahl mit 14 Jahren

Die folgende Ausbildungs- und Berufskarriere eines jungen Mannes mit Migrationshintergrund fasst anschaulich die bisherigen Ergebnisse zusammen und lenkt den Blick auf die folgenden Kapitel.

4.1. Hakan (24): **„Ich gelte für viele in meiner Gruppe als Vorbild.“**

„Ich bin in Wien aufgewachsen und bis zur zweiten Hauptschule hier in die Schule gegangen. Dann haben meine Eltern beschlossen, mich in die Türkei zu schicken, damit ich dort die Schule besuche. Sie hatten Angst, dass ich genauso wie mein älterer Bruder die Schule nicht richtig nütze, ein schlechtes Abschlusszeugnis bekomme und nur mehr die Möglichkeit habe, einen handwerklichen Beruf zu erlernen. Ich wurde nicht gefragt, die Eltern wollten das, und so passierte es auch. Ich bin also in die Türkei, die ich nur von ein paar Urlaubsaufenthalten kannte. Wir sprechen zu Hause zwar Türkisch, aber ich habe weder gelernt Türkisch zu lesen, noch zu schreiben. Mein Wortschatz beschränkte sich auf wenige hundert Wörter. Das ist bei uns überall so in Österreich und Deutschland. Es handelte sich um eine Privatschule in der Stadt Korum. Die meisten meiner Mitschüler stammten aus Europa und einige waren sogar aus den USA gekommen. Das erste halbe Jahr habe ich nur geweint, ich war in meinem mir fremden Land ohne Familie. Zwar wohnte ich dort bei Verwandten, aber es war mir alles zuviel. Ich weinte sehr viel und war sehr unglücklich, aber nach und nach habe ich mich doch in dieses System eingefügt und angefangen zu lernen. Ich bin immer nur ein durchschnittlicher Schüler gewesen, kein Klassenbester, aber auch nicht der Schlechteste. Das Problem in Wien ist, dass wir nach der Schule die Schule vergessen, die Schultasche in die Ecke stellen und sofort raus in den Park laufen. Die Eltern fragen zwar, ob wir Hausaufgaben haben, aber wir lügen sie an und sagen irgendwas, weil sie unsere Aussagen sowieso nicht überprüfen können. Meine Eltern haben erkannt, dass in Österreich mit dem Schulsystem etwas nicht in Ordnung sein muss, weil mein älterer Bruder schlechte Noten nach Hause brachte. Sie sahen, dass er von seinen Freunden abgelenkt wurde, deshalb haben sie sich bei mir für diesen Weg entschieden.“

In Korum stand das Lernen im Mittelpunkt. Anfangs habe ich viele türkische Ausdrücke lernen müssen, sie waren für mich wie Fremdwörter, die ich noch nie gehört hatte. Es gab die Schule, das Essen, ein wenig Freizeit und danach mussten wir wieder lernen. Es war ein Internatbetrieb, nur dass wir nicht in der Schule sondern bei Verwandten geschlafen haben.

Ich bin in dieser Schule nie der Beste gewesen, höchstens in Englisch, aber ich war auch nicht der Schlechteste, habe alle fünf Jahre geschafft und zum Schluss maturiert. Das Maturazeugnis wurde hier in Österreich anerkannt und ich habe freien Zutritt zur Universität.

Viele meiner Kollegen haben die Schule in der Türkei abgebrochen oder die Prüfungen nicht geschafft, weil diese nicht einfach gewesen sind. Im Nachhinein muss ich sagen, dass ich nur auf diesem Weg die Matura schaffen konnte. Auch bei mir wären die Verlockungen der Freunde zu groß gewesen, ich hätte mich in Wien nicht so gut auf die Schule und das Lernen konzentrieren können wie in der Türkei. Hier in Wien gibt es viel zu wenige unter uns, die das Lernen an die erste Stelle stellen.

Dieser Weg war auch für meine Eltern nicht leicht, er hat ihnen viel Geld gekostet. Sie haben meine Hin- und Herfahrten zahlen müssen, sie haben mir für den Aufenthalt in der Türkei Taschengeld gegeben und die Privatschule hat auch Geld gekostet. Die Verwandten haben zu meinen Eltern gesagt, dass es sich nicht lohnen würde soviel Geld für mich auszugeben, es werde nichts bringen. In Österreich sind die Schulen gratis, wenn die Kinder wirklich lernen wollen, können sie hier genauso die Matura machen, haben die gemeint.

Bei mir ging es nur über den Umweg Türkei, anders hätte ich es nicht geschafft. Meine Eltern und auch die Verwandten sind heute stolz auf mich, für sie bin ich ein Vorbild. So ist in unserem Bekanntenkreis auch eine andere Familie auf diese Idee gekommen. Sie schickten ihren Sohn nach Ägypten, wo er Theologie studiert, was dort nicht leicht ist. Jedenfalls macht er jetzt eine gute Ausbildung, die ihm viel Nutzen in Österreich bringen wird.

Nach der Matura wollte ich unbedingt Dolmetsch studieren, weil ich einmal in der Türkei wegen ein paar Papieren zu einem Dolmetsch gehen musste. Es handelte sich um eine A-4 Seite und diese hat der Mann übersetzt, beglaubigt und dafür viel Geld verlangt. Das war der Moment, wo ich gedacht habe, genau das möchte ich auch machen, aber meine Eltern waren dagegen. Sie haben gesagt, sie hätten nicht

soviel Geld ausgegeben, damit ich etwas studiere, was kein Ansehen hat. Für sie gelten nur Jus und Medizin als wirkliche Studien, also habe ich Jus angefangen zu studieren. Vier Jahre habe ich das auch gemacht, aber es ist es mir zu trocken geworden und ich habe immer mehr gespürt, dass ich das nicht durchdrücken kann. Als Alternative habe ich daraufhin Orientalistik als Doppelstudium dazu genommen und die letzten zwei Jahre habe ich nur mehr Orientalistik studiert. Dieses Fach ist mir nicht schwer gefallen, mit Sprachen habe ich keine Probleme und mit einem Diplom hätte ich mir auch gute Arbeitschancen im Raum Türkei, Arabien ausrechnen können. Aber dann brach ich das Studium ab und das kam so: Ich musste, um mir mein Studium zu finanzieren, immer nebenbei arbeiten. So war ich zum Beispiel über die Sommermonate bei Feibra-Werbung und habe auch zwischendurch immer wieder als Verkäufer unangemeldet gearbeitet, weil ich ja ein Einkommen brauchte. 2005 habe ich dann geheiratet und 2006 ist meine Tochter zur Welt gekommen, die jetzt in den Kindergarten geht.

Meine Frau studiert auch Orientalistik, sie hat in der Türkei maturiert und ist danach wegen des Studiums nach Wien gekommen. Wir haben uns auf der Uni kennen gelernt. Wenn zwei studieren, dann geht sich das finanziell nicht aus, also habe ich mich entschlossen, meinen Eltern mitzuteilen, dass ich das Jusstudium abgebrochen habe, worüber sie sehr enttäuscht gewesen sind. Ich musste abbrechen, weil ich einen Job brauchte. Ich habe mich bei den Wiener Linien beworben. Die haben gesehen, ich habe Matura, fein. Sie haben einen Reaktionstest gemacht, den ich als Sportler gut schaffen konnte und so bin ich anderen Bewerbern vorgezogen worden, weil ich was vorweisen kann, ein sicheres Auftreten habe und mich gut verkaufen kann. Auf das kommt es an. Also hat sich meine Ausbildung auf jeden Fall schon gelohnt.

Ich fahre jetzt schon zweieinhalb Jahre mit der U-Bahn und verdiene ausreichend. Es ist eine anstrengende Arbeit, weil es immer Wechseldienste gibt, einmal beginne ich um 13 Uhr an, dann um 15 Uhr und so weiter. Am Wochenende gibt es Dienste, die Arbeit ist sehr familienfeindlich. Es gibt Tage, da treffe ich meine Familie nur schlafend an und zu meinen Eltern komme ich kaum mehr.

Jetzt überlege ich, ob ich zum Schalterdienst wechseln soll, weil ich dann bessere Dienstzeiten hätte und außerdem das Studium fortsetzen könnte. Das Studium ist jetzt auf Bachelor umgestellt worden und ich will mich jetzt erkundigen, wie viel ich noch machen muss, um wenigstens diesen Abschluss zu schaffen. Wenn man eine

Fortbildung machen will, dann bekommt man in unserer Firma solche Dienstzeiten, die das ermöglichen.

Die Arbeit als U-Bahnfahrer ist hart, die jungen Leute hören bald wieder auf, weil sie merken, dass sie wenig Freizeit haben. Für mich ist die Jugend vorbei, meine Familie ist an erster Stelle und braucht Geld. Ich habe von meinen Eltern die Unterstützung erhalten, damit ich einmal etwas studieren kann. Heute bin ich ihnen dankbar dafür.

Mein jüngerer Bruder war viel besser als ich in der Schule, er hätte das Zeug gehabt die Matura auch hier in Wien zu schaffen, aber er hat sich mit dem PC alles verdorben oder auch nicht. Er hatte einfach keine Lust mehr in die Schule zu gehen und hat dann auch die Handelsschule abgebrochen. Dann konnte er zum Glück die Lehre zum Druckvorstufentechniker machen, hat zwei Jahre als Web-Designer gearbeitet und ist jetzt in einer Firma beschäftigt, wo er seine Kenntnisse zur Freude seiner Kollegen und Vorgesetzten sehr gut umsetzen kann. Alle loben ihn, weil er gut ist. Zum Glück hat sich seine PC Beschäftigung in einer produktiven Arbeit niedergeschlagen. Aber er hätte bei mehr Willen die Matura spielend geschafft und alle Studienrichtungen wären ihm offen gestanden.

Auch der jüngste Bruder ist vif, er musste aber die zweite Klasse Gymnasium wiederholen und hat danach die Schule abgebrochen. Er ist aus meiner Sicht ein wenig eitel. Er braucht seine Freunde, die alle Handwerker sind. Auf dem Gymnasium fühlte er sich als Außenseiter, er konnte in der Klasse keine Freunde finden. Er möchte immer Designerklamotten tragen und mindesten 50 Euro zum Ausgehen haben. Er hat den Hauptschulabschluss gemacht und lernt jetzt Bauspengler in der gleichen Firma, wo mein älterer Bruder als Spengler arbeitet. Jetzt merkt er, dass es vielleicht doch nichts für ihn ist. Aber wir haben gesagt, dass er seine Chance schon gehabt hat und es jetzt mal wichtig ist, die Lehre positiv abzuschließen. Danach gibt es immer noch die Möglichkeit, über eine Studienberechtigungsprüfung einen Zugang zur Uni zu finden. Wir werden sehen. Eine gute Ausbildung ist wichtig. Überall gibt es viele Mitbewerber, da ist es notwendig, etwas in der Hand zu haben und sich gut zu verkaufen. Das sind persönliche Fähigkeiten, die ins Spiel gebracht werden können oder eben auch nicht.

Ich gelte für viele in meiner Gruppe als Vorbild, ich habe gezeigt, dass wir die Chancen, die es gibt, nützen sollen. Meine Eltern haben gewollt, dass aus uns was

wird, sie haben erkannt, dass mit einer guten Ausbildung vieles leichter geht in diesem Land. Aber in der Realität zählen Schule und Ausbildung nicht viel, was zählt ist das Spielen im Park, Fortgehen, Mädchen kennen lernen, aber damit allein lässt sich keine Zukunft aufbauen. Eine Ausbildung zählt, gute Sprachkenntnisse zählen, da hat man was in der Hand. Wir leben in einer Konkurrenzgesellschaft, da ist es immer gut, wenn man mehr vorweisen kann als die anderen Mitbewerber. Mein Vater hat immer in der Baubranche gearbeitet und die Mutter ist Hausfrau, sie hat nur ein paar Monate als Reinigungskraft gearbeitet. Jetzt fährt mein Vater das vierte Jahr mit einem Behindertentransporter. Er ist viel lockerer als früher. Die Arbeit am Bau war sehr anstrengend. Heute fragt er sich, warum er nicht schon früher diese Arbeit übernommen hat.

Meine Eltern stammen aus einfachen Verhältnissen, sie sind in einem Dorf in der Türkei aufgewachsen. Bei den Hausaufgaben können sie uns nicht helfen, aber sie sind sehr daran interessiert, dass wir eine gute Zukunft haben und da gehört eine gute Ausbildung einfach dazu. Einen Job kannst du jederzeit finden, das ist nicht das Problem, aber es geht um eine gute Arbeit, die dich nicht gleich fertig macht. Als U- Bahnfahrer habe ich durch die Wechseldienste Schlafstörungen, ich weiß oft nicht, welchen Wochentag wir haben. Diese Arbeit werde ich sicher nicht immer machen, schon allein deswegen strebe ich zumindest den Bachelor an, ich möchte gemeinsam mit meiner Frau das Studium abschließen.“

Hakans ungewöhnliche Karriere ist Ausgangspunkt für die nun folgenden Analyseschritte. Da seine Eltern Sorge hatten, dass der Zweitgeborene dasselbe Schicksal erleidet wie der älteste Sohn, kamen sie auf die Idee, ihn in die Türkei zur Schulausbildung zu schicken, was zum Glück funktionierte. Die hohe Investition machte sich zumindest teilweise bezahlt. Hakan hat zwar das Jusstudium abgebrochen, aber er hat, wie er stolz sagt, „etwas in der Hand“, er kann sich mit seinem Maturazeugnis gegenüber anderen Mitbewerbern besser am Arbeitsmarkt durchsetzen. Er hat ein souveränes Auftreten, kann sich gut präsentieren, womit er sich bereits in hohem Maße von den MitbewerberInnen seiner Kultur unterscheidet. Er berichtet auch kurz über die Schulkarrieren seiner Brüder. Alle waren im Gymnasium, wo sie sich als Außenseiter erlebten. Der eine flüchtete in eine intensive Beschäftigung mit dem PC, was ihm immerhin einen einschlägigen Job in der Werbebranche einbrachte. Die Lernfähigkeit wäre bei allen seinen Brüdern

vorhanden, allein die Lernbereitschaft fehlte. Die Eltern konnten sich kein zweites Mal eine Finanzierung der Ausbildung in einer Privatschule in der Türkei leisten, obwohl sie erkannt haben, dass ihre Kinder in einer Schule in Wien vom Lernen abgelenkt werden.

Hakan gilt jetzt als Vorbild, obwohl er kein Jurist und auch kein Arzt sondern U-Bahnfahrer geworden ist. Zusätzlich hat er die Möglichkeit, sein Studium abzuschließen und dann eventuell eine qualifiziertere Tätigkeit in Angriff zu nehmen. Im Leben von Hakan ist die erfolgreiche Schulkarriere der Schlüssel zum Erfolg. Mit der Matura gewann der junge Mann genügend Selbstbewusstsein, das ihn bei Bewerbungsprozessen erfolgreicher macht.

Spannend ist es nun, die einzelnen Meilensteine im Prozess der Berufswahl genau unter die Lupe zu nehmen. Inwieweit helfen dabei die Ausführungen Hakans? Wie geht es 14-Jährigen damit, eine bestimmte Entscheidung treffen zu müssen? Für welche Option votieren sie überwiegend, für eine weiterführende Schule oder für eine Lehre? Warum entscheiden sich die einen für eine weiterführende Schule und die anderen für eine Lehre? Welche weiterführenden Schulen sind besonders beliebt und warum?

4.2. Berufswahlentscheidung gegen Ende der Pflichtschule

Mit 14 Jahren rückt das Ende der Pflichtschulzeit unerbittlich näher. Für die Schülerinnen und Schüler stellt sich die Frage, wie es nach dem 8. Schuljahr weitergehen soll. Es gibt zwei Möglichkeiten, entweder entscheiden sie sich für eine weiterführende Schulkarriere oder für einen Lehrberuf, wobei sie für die zweite Option noch das 9. Schuljahr benötigen.

Die folgende Übersicht zeigt die Berufswahl von insgesamt 108 SchülerInnen aus verschiedenen Kooperativen Mittelschulen in Wien. Vorbemerkung: Der Anteil von SchülerInnen mit Migrationshintergrund stellt in diesen Klassen eindeutig die Mehrheit dar.

Klasse A (19 SchülerInnen)

Mädchen	Burschen
Kindergartenpädagogin (2); Hotelfachfrau plus Managementausbildung; Rezeptionistin; Optikerin; Bürokauffrau; Zahntechnikerin;	Manager; Chirurg; HTL; HTL und danach Polizist; irgendeine Fachmittelschule (2) Zahntechniker oder Zahnarzt; Zahntechniker; Koch; Gastronomiefachmann; Installateur; (2) Autospengler; Profifußballer; Unklar;

Klasse B (18 SchülerInnen)

Mädchen	Burschen
HAS oder HAK; Handelsschule (HAS); Bankkauffrau oder Bürokauffrau; Einzelhandelskauffrau;	Architekt; EDV–Technik und danach Tierarztstudium; EDV-Techniker; Kfz–Techniker oder HTL; HTL mit Schwerpunkt EDV (2); HTL und danach Pilotenschule; Elektroinstallationstechniker (2); in die Polytechnische Schule; unklar;

Klasse C (15 SchülerInnen)

Mädchen	Burschen
Kinderärztin; weiterführende Schule (4); Sportschule und Profifuß- ballerin;	in eine HTL und danach Maschinen- und Anlagentechniker oder Fitnesstrainer; 9. Schuljahr in einer FMS und danach Zimmermannlehre; in eine FMS und danach Profifuß- baller und sonst irgendeine Lehre; in die Sportschule; Poly und danach irgendeine Lehre; ins Poly; eine Lehre; eine Lehre, danach Polizeischule und dann zur WEGA; Profieishockeyspieler.

Klasse D (17 SchülerInnen)

Mädchen	Burschen
Tourismusschule (3); irgendeine FMS (2);	ich möchte Anwalt werden; ich gehe weiter in die HAK, weil ich Fußballmanager werden will; weiter in eine HTL; HTL-Elektronik; HTL-EDV (2); Graphikdesign, Fitnesstrainer oder Schauspieler; nach FMS werde ich Kfz-Techniker; weiterführende Schule oder Lehre; in eine Poly und dann Maurerlehre; entweder Maler, Maurer, Tischler oder Kfz-Techniker; unklar;

Klasse E (17 SchülerInnen)

Mädchen	Burschen
<p>Volksschullehrerin; HAK oder Gymnasium; Kosmetikschule; bautechnische Zeichnerin; Pferdewirtschaftsschule oder in eine Tierveterinärschule; Tourismusschule und danach Rezeptionistin; Tourismusschule und danach Flugbegleiterin; FMS und danach Friseurin;</p>	<p>HTL-Elektrotechnik; technischer Zeichner; HTL (2); in eine weiterführende Schule; ein Jahr HTL und danach Kfz-Technik Verkäufer; unklar (2)</p>

Klasse F (22 SchülerInnen)

Mädchen	Burschen
<p>Apothekerin; zuerst Gymnasium dann weiter Kinderpädagogik; Kindergartenpädagogikschule; weiter in die HAK (2); HAK und danach Empfangs- sekretärin in einem Hotel oder ich werde Kosmetikerin; HAK und danach Kindergartenpädagogik; in die HAK, weil ich Pharmazie studieren möchte (2); in eine weiterführende Schule; HAS (2); Friseurin (2) oder Verkäuferin; Poly und dann Verkäuferin; Köchin;</p>	<p>HAK und danach Arbeit in einer Bank; in ein Realgymnasium und danach Offizierschule oder Sportwagen verkauf; HTL – Informatik; vielleicht in eine HAK weiter; weiter ins Gymnasium;</p>

Die Übersicht über die Berufswünsche junger Menschen im Alter von 14 Jahren zeigt eine überraschend große Bandbreite an Berufen und Ausbildungszielen. Pro Klasse entscheiden sich kaum mehr als zwei SchülerInnen für ein- und denselben Beruf. Lediglich der Wunsch eine weiterführende Schule zu besuchen, trifft immer auf mehrere SchülerInnen pro Klasse zu.

Insgesamt wollen rund zwei Drittel aller SchülerInnen von 4. Klassen einer Kooperativen Mittelschule eine weiterführende Schule mit oder ohne Matura besuchen. Dezidiert können sich für eine Karriere mit Lehre nur rund ein Drittel aller SchülerInnen erwärmen. Lediglich eine verschwindend geringe Anzahl von SchülerInnen hat sich bezüglich Berufswahl noch nichts überlegt.

Es ist äußerst lohnend, sich die Motive der 14-Jährigen näher anzusehen. Im ersten Teil der Analyse werden vor allem folgende zwei Fragen beantwortet: Warum will der Großteil von 14-Jährigen eine weiterführende Schule besuchen? Warum entscheiden sich die einen für eine Fachschule und die anderen für eine BHS bzw. AHS?

Im zweiten Teil der Analyse wird die Frage beantwortet, warum eine bestimmte Lehrausbildung gewählt wird. In der Analyse wird auf geschlechtsspezifische Unterschiede und auf den Einfluss der Familie im Hinblick auf die Berufswahl Bedacht genommen.

4.3. „Ich möchte Pilot werden und ich Ärztin“ – Berufswünsche von Viertklasslern in Kooperativen Mittelschulen

Der Großteil der Schülerinnen und Schüler von 4. Klassen in Kooperativen Mittelschulen (KMS) hat, was einigermaßen überraschend ist, nach acht Schuljahren nicht genug von der Schule, im Gegenteil. Die meisten SchülerInnen wollen weiter in die Schule gehen, davon zum kleineren Teil in bis zu dreijährige mittlere Fachschulen und zum größeren Teil in höhere Schulen mit Maturaabschluss.

Babia (14): *„Ich möchte nächstes Jahr unbedingt in die HAK gehen, weil ich Apothekerin werden will. Ich bin selbst auf diesen Wunsch gekommen, weil ich schon öfters in der Apotheke etwas holen musste. Ich habe den Verkäuferinnen zugeschaut und habe mir gedacht, das möchte ich auch machen.“*

In Deutsch bin ich in der dritten Leistungsstufe und in Mathe in der zweiten. Dieses Jahr bekomme ich Nachhilfe. Ich gehe einmal pro Woche in ein Lerninstitut, damit ich besser werde.“

Diese Jugendliche hat ein hohes Ziel vor Augen. Sie wird von ihren Eltern dabei unterstützt, die Geld für Nachhilfe ausgeben. Der Wille ist zweifelsohne vorhanden, aber ob dieser genügen wird, das berufliche Ziel zu erreichen?

Auch der gleichaltrige Islam will weiter die Schule besuchen: „Ich werde nach der 4. Klasse ins Gymnasium gehen oder in die HTL, denn ich will Flugtechniker oder Arzt werden. In Deutsch und Englisch bin ich gut, aber in Physik und Mathe habe ich Probleme. Deshalb strenge ich mich jetzt an, lerne zu Hause und nehme auch Nachhilfe. Wenn ich mehr als in den vergangenen Jahren lerne, werde ich die Matura schaffen.“

Dieser Schüler hat erkannt, dass die 4. Klasse besonders wichtig ist, er will jetzt gute Noten und lernt mehr als in der Vergangenheit, weil er sonst seine hochgesteckten Ziele nicht erreichen kann. Seine Eltern unterstützten ihn, indem sie eine Nachhilfe finanzieren. Aber auch hier ist längst nicht sicher, ob sich sein erhöhter Lerneinsatz so positiv auswirkt, dass er die schulischen Hürden meistern kann.

Die hohen Berufsziele können für viele SchülerInnen zu ambitioniert sein, nicht aber für die 14-jährige Helema, die selbstbewusst meint: *„Ich gehe nach der 4. Klasse in die HAK, die dauert fünf Jahre und danach studiere ich Jura. Dieses Berufsziel habe ich seit dem letzten Jahr. Mein Vater sagt zu mir immer, ich bin die geborene Anwältin. Ich streite nicht, aber ich diskutiere gerne, also ist Anwältin zu werden, genau das Richtige für mich.“*

Ein festes Berufsziel hat auch Busra (14): *„Ich möchte Pharmazeutin werden. Biologie ist mein Lieblingsfach, wenn Biologie am Stundenplan steht, freue ich mich schon. Die Mitschüler sagen zu mir, was ich habe, sie verstehen das nicht. Letzte Stunde haben wir uns mit den Meerestieren beschäftigt, mit den Fischen und anderen Meeresbewohnern, das liebe ich, darüber will ich immer alles ganz genau wissen. Ich komme aus der Türkei und vielleicht kehre ich wieder einmal dorthin zurück. Wenn ich mich hier als Pharmazeutin ausbilden lasse, werde ich auch in der Türkei eine Arbeit finden.“*

Neben der klaren beruflichen Ausrichtung fällt hier die flexible Lebenseinstellung auf. Die Schülerin kann sich gut vorstellen, ihren Beruf einmal im Herkunftsland ihrer Eltern ausüben zu können.

Weniger flexibel ist Sarah: *„Ich möchte in die Kindergartenschule gehen, weil ich unbedingt Volksschullehrerin werden möchte. Ich habe keinen Plan B. Das ist mein Problem, weil ich so fixiert auf diesen Beruf bin. Ich will nur in der Volksschule unterrichten, weil man dort mit den Kindern noch etwas machen kann, in der KMS geht das nicht mehr. Volksschullehrerin zu werden ist mein Traum, den habe ich seit der ersten Klasse Mittelschule und die berufspraktischen Tage mache ich auch in einer Volksschule. Ich will unbedingt Volksschullehrerin werden, unbedingt!“*

Valentin möchte Anwalt werden: *„Ich bin dazu gut geeignet. Wer sich im Recht gut auskennt, hat immer Recht. Ich habe die Anwälte in Filmen beobachtet, auch in den Zeitschriften lese ich immer die Beiträge über Gerichtsverfahren, Urteile und so. In der Mittelschule ging es mir die ersten drei Jahre nicht gut, aber jetzt in der 4. Klasse geht es mir viel besser, weil ich weiß, was ich werden will.“*

Dieser Schüler hat durch die Konkretisierung seines Berufszieles eine höhere Motivation zu lernen als früher und weiß, dass er noch viele Jahre lernen müssen wird.

Lukas arbeitet gerne mit dem PC: *„Ich werde in die HTL mit dem Schwerpunkt Wirtschaftsinformatik gehen. Nach fünf Jahren habe ich dann eine gute Ausbildung und kann schon Geld verdienen. Meine Mutter arbeitet bei der Versicherung. Dort gibt es eine große EDV-Abteilung. Wenn ich mich zum EDV-Techniker ausbilden lasse, kann ich dort gut unterkommen. Mein Vater ist Büroangestellter, er kennt sich auch sehr gut am PC aus. Wir sitzen oft zusammen vor dem Schirm und lösen gemeinsam Probleme.“*

Wenn man Lukas so zuhört, hebt er sich insofern von den übrigen Wortmeldungen ab, als er sein PC Interesse nicht nur mit seinem Vater teilt, sondern auch über die Berufstätigkeit seiner Mutter mit einem Zugang zu einem Arbeitsplatz rechnen kann. Das Berufsziel dieses Schülers ohne Migrationshintergrund deckt sich weitgehend mit dem Arbeitsfeld seiner Eltern, womit seiner beruflichen Karriere, vorausgesetzt er schafft die Matura, nicht mehr viel im Wege steht.

Alle anderen Aussagen zum Thema akademische Berufswahl muten mehr oder wenig phantastisch an. Die Ausgangsposition ist auf Grund ihrer Einstufungen in

zweite und dritte Leistungsgruppen in den 4. Klassen äußerst schlecht. So verraten mir ein 14-jährige Schüler einer KMS und seine Mitschülerin, dass sie sich beide in Mathe und Deutsch in der 3. Leistungsstufe befinden. Ihr Berufsziel ist dennoch äußerst ambitioniert: *„Ich will Pilot und ich Ärztin werden.“*

4.4. Traum und Wirklichkeit

Die wahllos aneinander gereihten Berufsziele 14-jähriger AbgängerInnen von KMS zeigen überwiegend konkrete aber wenig realistische Berufswünsche. Im Vergleich zu den oft unklaren Berufswünschen der rund 17-jährigen AHS-SchülerInnen mit Migrationshintergrund haben 14-jährige HauptschülerInnen konkretere, wenn auch oft noch ferne, Berufsziele vor Augen. Mit 14 Jahren dominiert offenbar unter SchülerInnen die jugendliche Unbekümmertheit. Sie befinden sich in einem Alter, wo mehr der Traum und weniger die Wirklichkeit das Alltagshandeln bestimmen. Die Berufsziele werden zwar klar formuliert, aber aus ihren persönlichen Erzählungen und den Einschätzungen der LehrerInnen wird bald klar, dass sie häufig einem Traumbild nachhängen.

„Ich gehe nach der 4. Klasse entweder in eine HTL oder beginne die Lehre. Autos würden mich interessieren, aber als EDV-Techniker zu arbeiten wäre besser, das hätte den Vorteil, dass diese Arbeit nicht so hart ist. Ich bin mir noch nicht ganz sicher, ob die Noten im Zeugnis ausreichen, um in die HTL gehen zu können. Ich lerne aber dieses Jahr mehr, wenn ich nur Einser und Zweier im Zeugnis habe, gehe ich in die HTL, sonst nicht. In Deutsch habe ich das Sternchen wegbekommen, das war Sonderschule. Jetzt bin ich schon besser. Lesen tu ich aber nur die Sportseiten in der Zeitung, sonst nichts.“

Wenn in der 4. Klasse Mittelschule in Deutsch das Sonderschulniveau überwunden werden kann, scheinen die Voraussetzungen für die erfolgreiche Absolvierung einer weiterführenden Schule nicht sehr günstig zu sein.

Ebenso wenig umsetzbar ist das folgende Berufsziel eines 14-jährigen Schülers: *„Ich gehe weiter ins Gymnasium. Dieses Jahr strenge ich mich doppelt soviel an, weil ich letztes Jahr ein paar 4er im Zeugnis hatte. Da war ich einfach zu faul. Ich will Einzelhandelskaufmann oder Fußballer werden. Fußballer zu werden, ist mein erstes Ziel. Ich spiele bei einem Verein in der Verteidigung und möchte zu „Austria Wien“ wechseln. Mein linker Fuß ich zwar nicht so gut, aber das macht nichts.“*

Keiner traut mir das zu, auch nicht meine Mutter, aber wenn man fest daran glaubt, dann wird es etwas.“

Dieser Schüler hat nicht nur einen „schlechten linken Fuß“, sondern einen sehr schlechten, er hinkt und kann sich kaum schnell fortbewegen. Sein Verein, in dem er spielt, ist in der niedrigsten Liga und offenbar froh um jeden Spieler. Dennoch träumt dieser Jugendliche von einer Fußballprofikarriere. Selbst sein Plan B

Einzelhandelskaufmann zu werden, ist noch lange keine ausgemachte Sache. Die meisten SchülerInnen, die eine akademische Laufbahn oder zumindest die Matura anstreben, tragen ihre Entscheidungen durchaus glaubhaft vor. So auch der 14-jährige Pauli: *„Ich werde als KFZ-Techniker schnuppern, aber als Beruf werde ich das nicht machen, denn ich will Fußballmanager werden. Ich spiele zwar jetzt bei keinem Verein, aber ich werde bald damit anfangen. Als Fußballmanager verdient man viel Geld. Ich will ein Haus, eine Frau und viele Kinder, die alle Fußball spielen. Ich muss die HAK machen, um das Kaufmännische zu lernen, was noch zu tun ist, weiß ich nicht, aber das werde ich dann schon sehen.“*

Die LehrerInnen, die in der Regel eine gute Übersicht über die Schulleistungen ihrer Schützlinge haben, korrigieren das selbstbewusste Bild, das die SchülerInnen über ihre berufliche Zukunft vermitteln. Ein Lehrer: *„Die Berufswünsche der Schüler überraschen mich. Dass einige Schüler in dieser Klasse in eine HTL und HAK gehen wollen, ist zwar nett, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie es schaffen dort zu bestehen.“*

Zwei Lehrerinnen einer anderen Klasse: *„Wir staunen immer wieder über die unrealistischen Pläne unserer Schüler. Weiterführende Schulen zu besuchen, ist für fast alle eine Illusion. Letztes Jahr hat es einer geschafft, er hat seine Defizite in Deutsch mit viel Fleiß ausgleichen können. Seine Eltern haben ihn unterstützt und eine gute Nachhilfe gezahlt. Der Druck kommt von den Eltern. Keiner von den Müttern und Vätern in der Klasse hat eine Matura aber ihre Kinder sollen das schaffen.“*

Es gehen immer wieder einige Schüler in die HTL und in die HAK, aber oft kommen sie schon zu Weihnachten wieder zurück und wechseln in die Poly. Wir wundern uns ja, warum die Schüler in diese Schulen aufgenommen werden, obwohl ihre Zeugnisnoten sagen: Keine Chance! Aber die Schulen wollen ihre Klassen vollbringen, weil dann alle Lehrer beschäftigt sind. Gleich danach beginnt das große

Aussieben. Viele Schüler wollen in eine weiterführende Schule gehen, dabei müssen sie froh sein, wenn sie eine Lehrstelle finden.“

Ernüchterung macht sich breit, wenn die Einschätzungen der LehrerInnen mit den hohen Berufszielen der SchülerInnen verglichen werden. Das Erkennen und Abschätzen der eigenen Fähigkeiten bei der Berufswahl 14-Jähriger klafft mit der Realität weit auseinander.

Allerdings fällt in diesem Zusammenhang auch auf, dass in Mittelschulen, wo von der 1. Klasse an dem Unterrichtsfach „Berufsorientierung“ ein hoher Stellenwert zugeschrieben wird, die Viertklassler realistischere Berufsziele formulieren. Durch einen entsprechend aufbereiteten Unterricht lässt sich den SchülerInnen eine bessere berufliche Einschätzung vermitteln. So konnte eine einzige Lehrerin nach der Vorstellungsrunde, in der die SchülerInnen ihre Berufsziele nannten, behaupten: *„Die Entscheidungen der Schüler, die in eine weiterführende Schule gehen möchten, sind durchaus realistisch.“* In einer Parallelklasse derselben Schule mit einer anderen Lehrkraft, zeigt sich allerdings wieder das bekannte Bild einer Vielzahl völlig überzogener Erwartungen an den künftigen Beruf. Einzige Erklärung für diesen Widerspruch ist ein unterschiedliches pädagogisches Engagement der beiden Lehrerinnen.

4.5. Oberste Priorität: Eine weiterführende höhere Schule

Unabhängig davon, ob die Berufsziele der 14-jährigen SchülerInnen mit Migrationshintergrund realistisch sind oder nicht, wollen die meisten SchülerInnen eine höhere weiterführende Schule besuchen.

Insgesamt fällt dabei eine Vorliebe für den Besuch von Berufsbildenden Höheren Schulen (BHS) im Vergleich zu einem Besuch einer AHS auf. Warum ist das so? Amet (14): *„Ich möchte die HTL-Informatik probieren. Eigentlich wollte ich ja einfach nur ins Poly gehen, weil ich mir nicht sicher bin, ob ich die HTL schaffe. Mein Bruder und meine Freunde haben mir geraten, die HTL zu probieren. Auch meine Eltern sind dafür, dass ich in die HTL gehen sollte. Weil es alle wollen, werde ich in die HTL gehen. Wenn ich die Schule nicht schaffen sollte, muss ich mir überlegen, was ich machen soll. Ich möchte eine gute Ausbildung, weil nur diese gutes Geld bringt. Das habe ich erst in der 4. Klasse so richtig kapiert, jetzt sind mir die Augen aufgegangen, deswegen lerne ich auch mehr als früher. In Englisch bin ich in der 1.*

Leistungsgruppe, in Mathe und Deutsch in der 2. Ich weiß, dass ich eine Aufnahmeprüfung für die HTL machen muss, aber wenn ich viel lerne, geht es vielleicht auch ohne.“

Amet wollte eigentlich die Pflichtschule mit dem Polytechnikum abschließen, aber seine Umgebung ließ das nicht zu. Die Ansprüche seiner Familie und Freunde sind größer als seine eigenen. Damit steht er nicht alleine da. Eine Schülerin: *„Ich wollte eigentlich ins Poly gehen, aber meine Mutter sagt, dass ich in die HAK gehen soll. Ich weiß aber nicht, ob ich diese Schule schaffen werde.“*

Wenn sich die SchülerInnen im Bezug auf ihre schulische Leistungsfähigkeit selbst eher richtig einschätzen, wird von der Familie oft Druck ausgeübt, sodass sie anstatt in eine Polytechnische Schule zu gehen doch eine BHS wählen müssen.

Aus ganz ähnlichen Gründen, will Naomia (15) die Matura schaffen: *„Eigentlich wollte ich immer Kosmetikerin werden, aber jetzt möchte ich in die HAK gehen und Empfangssekretärin in einem Hotel werden. Ich bin überall in der 2. Leistungsstufe und habe ein gutes Zeugnis.“*

Die 14-jährige Hasret hat ebenfalls nur ein Ziel: *„Ich möchte die HAK-Matura machen. Ich will nicht weiter studieren, sondern dann etwas arbeiten.“*

Die Matura wird demnach angestrebt, um bessere Chancen am Arbeitsmarkt zu haben, auch bei Berufen, für die eine Matura nicht unbedingt Voraussetzung ist. Mit einer Überqualifizierung hoffen vor allem SchülerInnen mit Migrationshintergrund ihre Nachteile am Arbeitsmarkt gegenüber MitbewerberInnen ohne Migrationshintergrund wettmachen zu können. So wollen Schülerinnen einer KMS die Matura machen, um später in einem Hotel unterzukommen und viele geben an, nach der Matura „einfach irgendeine Arbeit“ machen zu wollen. Die Überqualifizierung sicherte Hakan seine Arbeit als U-Bahnfahrer, für die keine Matura und schon gar kein abgebrochenes Hochschulstudium Voraussetzung für eine Bewerbung ist.

Für Wunschberufe wie „Flugbegleiterin“ oder „Pilot“ wird hingegen von den Airlines eine Matura vorausgesetzt. Mit einer Matura in der Hand sichern sich die SchülerInnen immerhin die Teilnahme an den strengen Auswahlverfahren.

Wie schon angeführt, streben die meisten Viertklassler einer KMS eine weitere Schulkarriere in einer BHS an, kaum in einer AHS. Die Begründung für diese Entscheidung liefern sie gleich mit: *„Das Oberstufenrealgymnasium ist sehr schwer,*

ich glaube nicht, dass ich das schaffe. Ich versuche die Tourismusschule, weil die fünf Jahre dauert und ich das Lernprogramm so leichter schaffen kann. Am Ende habe ich dann auch die Matura, die ich für den Besuch der PÄDAG brauche.“

Eine fünfjährige Ausbildung macht es leichter, den Lehrstoff zu bewältigen als in einer vierjährigen Zeitspanne, wie in der AHS üblich. Wichtig aber ist auch, dass der Abschluss mit einer BHS-Matura bessere Voraussetzungen schafft, sofort beruflich aktiv zu werden. Das heißt, eine Matura ist zwar für bestimmte, bereits mit 14 Jahren formulierten Berufswünsche unbedingt notwendig, aber mehrheitlich werden einer BHS-Matura prinzipiell bessere Berufsmöglichkeiten zugeschrieben. Die Matura soll demnach vor allem bessere Arbeitsmöglichkeiten schaffen, ein damit möglicher Hochschulzugang und ein Studium stehen bei diesen Überlegungen der 14-jährigen KMS-SchülerInnen nicht im Vordergrund.

4.6. Familiärer Einfluss

„Nach Angaben der Jugendlichen der zweiten Generation haben die Eltern für sie durchwegs hohe Bildungsaspirationen (so wünscht sich ein Viertel der Eltern eine Hochschulausbildung, 21 Prozent die Matura, 27 Prozent eine Berufslehre). Auch in anderen empirischen Studien wird eine solche starke Aufstiegsorientierung von Migranteltern festgestellt“ (vgl. Weiss, 2006).

Wie die Ausführungen Hakans zeigen, spielt die Einstellung der Eltern in Bezug auf den Wert einer Schulbildung eine große Rolle. Aber selbst wenn von Eltern mit Migrationshintergrund die Schulbildung als besonders wichtige berufliche Weichenstellung erkannt wird, ist es längst nicht sicher, dass ihre Kinder eines Tages maturieren werden. In der Familie Hakans schaffte nur einer die Reifeprüfung, die anderen drei Brüder scheiterten im Gymnasium. Als ausschlaggebend für das Scheitern wird nicht eine mangelnde Lernfähigkeit, sondern eine mangelnde Lernwilligkeit genannt. Daheim zu sitzen, etwas zu lernen und zu lesen, entspricht nicht der Gruppenkultur. Wer in der Migrationsgruppe dazugehören will, hält sich mit seinen Freunden viel im Park oder auf anderen öffentlichen Plätzen auf. Das gilt vor allem für Burschen, weniger für Mädchen. Das Freizeitverhalten der Mädchen ist mehr innen orientiert. Sara (14): *„Wenn ich nach Hause komme, mache ich sofort die Hausübungen, ich zeichne gerne, danach schaue ich ein bisschen fern und dann lese ich was. Ich lese gerne.“* Mädchen

halten sich mehr in den Wohnungen auf, das Abenteuer findet über das Lesen im Kopf statt. Die Burschen hingegen suchen das Abenteuer draußen vor der Tür. Yussuf (14): *„Manchmal vergesse ich ein Buch in der Schule, dann kann ich die Aufgabe nicht machen. Ich spiele gerne Fußball im Park, trainiere auch in einem Verein. Daheim sitze ich gerne vor dem PC.“*

Aussagen wie: *„Meine Stiefmutter gab mir ein Buch zu lesen: Grundlagen der Psychologie. Das habe ich sofort ausgelesen, das hat mich sehr interessiert“*, kommen vor allem von Mädchen. Von Burschen hörte ich solche begeisterten Worte über ein Buch nicht, diese lesen in der Freizeit häufig nur die Sportseiten der Gratiszeitungen.

In der 4. Klasse Mittelschule achten die Eltern vermehrt auf die Schulleistungen ihrer Kinder. Den Buben wird verboten, im Park Fußball zu spielen, solange sie nicht die Hausübungen gemacht und etwas gelernt haben. *„Jetzt muss ich viel lernen, darf nicht mehr spielen, das macht keinen Spaß“*, sagt der 15-jährige Murat, der darunter leidet, weil er sein Freizeitverhalten auf Verlangen seiner Eltern völlig umstellen musste.

Der Wunsch nach der Mittelschule in eine höhere weiterführende Schule zu gehen, wird von vielen Eltern gefordert. Eine Schülerin: *„Meine Mutter sagt immer: Lerne was! Mach eine gute Ausbildung, damit du nicht eine Putzfrau wie ich werden musst.“* Es herrscht das Prinzip: Erst die Arbeit, dann das Spiel! *„Meine Mutter schaut, dass ich die Hausübungen ordentlich mache, erst danach darf ich Fernsehen.“*

Ein Vater gibt an, warum ihm die Ausbildung seiner beiden Töchter wichtig ist: *„Ich habe meinen Töchtern gesagt: Mit Friseurin als Beruf habe ich keine Freude, das ist in meinen Augen kein richtiger Beruf. Bildung ist heute sehr wichtig. Ich will, dass ihr weiter in die Schule geht. Ich will nicht, dass ihr früh heiratet, Kinder kriegt und dann im Park herumsitzt und sonst nichts macht.“*

Dieser Vater ist als angelernter Arbeiter in einem kleinen Betrieb beschäftigt. Er hat erkannt, wie wichtig Bildung ist und fordert sie von seinen Kindern.

Wenn es gilt, den Kindern eine Erklärung für die Bedeutung von Schulbildung zu geben, wird häufig das Argument genannt, dass Vater und Mutter keine Möglichkeit hatten, eine gute Schulausbildung zu machen. Eltern mit Migrationshintergrund möchten, dass es ihren Kindern einmal besser gehen soll, weswegen sie ihren

Söhnen und Töchtern spätestens in der 4. Klasse Mittelschule nahe legen, die Bildungsangebote der Schule gut zu nützen.

Die Väter der SchülerInnen von Viertklasslern einer Mittelschule üben meist einen angelernten oder einen handwerklichen Beruf wie Maurer, Maler und Anstreicher, Tapezierer, Gärtner und Koch aus, oder sie arbeiten als Speditionskaufmann, verkaufen Obst und Gemüse oder Kebab, arbeiten bei der Gemeinde in der MA 48 (Abfallbeseitigung und Straßenreinigung) oder in einer Reinigungsfirma.

Die Mütter sind häufig Hausfrauen oder arbeiten vereinzelt als Bürokauffrau, in einer Apotheke, öfter aber im Verkauf und ebenfalls wie ihre Männer in Reinigungsfirmen.

Eine Schülerin fasst die genannten Argumente gut mit ihrer Aussage zusammen: *„Meine Mutter ist nur Bedienerin. Sie unterstützt mich, sie sagt, sie hat diese Chance nicht gehabt, sie muss bei ihrer schlechten Arbeit bleiben. Ich soll unbedingt die Chancen nützen und etwas studieren. Der Vater hat bei uns nicht viel zu sagen, er arbeitet am Bau und redet eigentlich nicht viel mit mir. Bei uns führt die Mutter das Kommando. Mit ihr verstehe ich mich sehr gut, ich helfe ihr im Haushalt. Wenn sie müde ist, koche ich auch. Ich mache alles.“*

Die 14-jährigen SchülerInnen mit Migrationshintergrund wählen kaum die Arbeit ihrer Eltern als Berufsziel, weil selbst den Eltern ihre Berufskarriere nicht nachahmenswert erscheint. Die Kinder sollen es besser haben, das geht nur über eine bessere Ausbildung, deswegen stehen weiterführende höhere Schulen hoch in Kurs.

Eltern mit Migrationshintergrund sehen es zwar gern, wenn ihre Kinder in der Schule erfolgreich sind, aber bei Problemen können sie kaum eine ausreichende Hilfestellung leisten. So schaffen es viele SchülerInnen oft nur über eine tatkräftige Unterstützung von außen, ihre Schulleistungen zu verbessern. In einem Verein, in dem Kinder und Jugendliche regelmäßig an einem Tanzunterricht teilnehmen, kümmern sich die Vereinsmitglieder auch um Schulprobleme. Die Eltern registrierten sofort die plötzliche Leistungssteigerung ihrer SchülerInnen und schicken vermehrt ihre Kinder in diesen Verein, der innerhalb eines knappen Jahres auf eine Größe von über dreihundert Mitgliedern angewachsen ist. Dieses Verhalten zeigt, wie dankbar Eltern für jede Lernhilfe ihrer Schulkinder sind.

Auch Lehrerinnen aus dem Pflichtschulbereich erzählen von überforderten Eltern: *„Es gibt Eltern, die darauf achten, dass ihre Kinder die Hausübungen machen und lernen, aber andere kümmern sich wieder gar nicht. Die Kommunikation mit den*

Eltern ist schwierig, weil sie oft über keine ausreichenden Deutschkenntnisse verfügen. Zu den Elternsprechtagen kommen meist die älteren Brüder der Schüler in Vertretung ihrer Eltern. Das Hauptproblem sind die mangelnden Deutschkenntnisse. Ich sage den Schülern, dass sie etwas lesen sollen, das ist die einzige Möglichkeit, um ein Sprachgefühl zu erwerben, von ihren Eltern bekommen sie dieses nicht.“

(In der Abhandlung: „Das geheime Leben der Sprachen: Die sprach(en)politische Situation im Herkunftsland und ihre Auswirkungen auf den Schulerfolg am Beispiel türkischer Kinder in Österreich oder Was verbindet die soziologische mit der sprachwissenschaftlichen Migrationsforschung“ von Katharina Brizi, Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien, wird speziell die mangelnde Sprachkompetenz türkischer Eltern analysiert. Das Problem wird in den sprachlichen Minderheiten innerhalb der ZuwanderInnen aus der Türkei erkannt. (2006). Hinzukommt eine vom Staatsgründer Kemal Atatürk verfügte einheitliche türkische Kunstsprache, die lange Zeit nur innerhalb intellektueller Kreise gepflogen wurde.)

Eltern mit Migrationshintergrund, die Sprachprobleme und nur wenig Berührungspunkte mit Bildung haben, fällt es schwer, Hürden für ihre Kinder aus dem Weg zu räumen. Diese Aufgabe muss von den SchülerInnen selbst erledigt werden, was vielfach eine Überforderung darstellt. Selbst wenn Eltern mit Migrationshintergrund die Schulbildung ihrer Kinder forcieren und sogar Nachhilfestunden finanzieren, stellt sich nur schwer ein Erfolg ein.

Obwohl Eltern mit Migrationshintergrund und auch ihre Kinder einen möglichst hohen Schulabschluss wollen, vereitelt ihre soziokulturelle Benachteiligung häufig einen erfolgreichen höheren Schulabschluss.

4.7. Zusammenfassende Erkenntnisse

Schülerinnen und Schüler von 4. Klassen einer KMS (Hauptschule) setzen sich sehr unterschiedliche Berufs- und Ausbildungsziele. Rund zwei Drittel aller SchülerInnen der 8. Schulstufe wollen eine weiterführende Schule besuchen und ein Drittel einen Lehrberuf beginnen. Von denen, die in eine weiterführende Schule gehen wollen, setzt sich der größere Teil vorwiegend einen Abschluss einer BHS und weniger einer AHS oder einer mittleren Fachschule zum Ziel.

Die Motive für die eindeutige Präferenz eine weiterführende höhere Schule mit Maturaabschluss zu machen, lassen sich wie folgt begründen:

1. Mit 14 Jahren haben viele SchülerInnen noch Träume. Die Berufsziele liegen zum großen Teil weit von jeder Realisierungsmöglichkeit entfernt. Mit 14 fällt es den meisten SchülerInnen schwer, die eigenen persönlichen Fähigkeiten zu kennen und richtig einzuschätzen. In Schulen, in denen das Thema „Berufsorientierung“ engagiert unterrichtet wird, lassen sich allerdings bei 14-jährigen SchülerInnen deutlich realistischere Berufsentscheidungen erkennen.
2. Die erste Wahl, eine weiterführende höhere Schule nach der KMS zu besuchen, wird eng mit den besseren Chancen am Arbeitsmarkt verknüpft. Es wird eher kein bestimmtes Hochschulstudium nach der Matura angestrebt, sondern ein möglichst qualifizierter Job am freien Arbeitsmarkt. Mit einer Matura werden auch Arbeitsplätze gewählt, die eigentlich keiner derartig hohen Schulausbildung bedürfen. Mit der „Überqualifizierung“ hoffen vor allem SchülerInnen mit Migrationshintergrund ihre Benachteiligung bei öffentlichen Stellenausschreibungen wettmachen zu können. Einige Berufskarrieren weisen darauf hin, dass dieses Kalkül tatsächlich aufgeht.
3. Wenn SchülerInnen persönlich kein besonderes Interesse an einer Verlängerung des Schulbesuchs haben, sind es die Eltern, die sich eine gute Schulbildung ihrer Kinder wünschen. Weil sie selbst als unqualifizierte oder wenig qualifizierte Beschäftigte mit eher benachteiligten Arbeitsbedingungen vorlieb nehmen müssen, wollen sie diese schlechten Erfahrungen ihren Kindern möglichst ersparen. Sie drängen sie, die schulischen Bildungsangebote anzunehmen, diese Chance zu nützen und nicht leichtfertig auszuschlagen. Bei Schulproblemen verfügen Eltern mit Migrationshintergrund oft über keine ausreichenden Ressourcen, um diese lösen zu können. SchülerInnen mit Migrationshintergrund sind daher besonders stark auf ein Schulsystem, das ihre Defizite erkennt und weitgehend ausgleicht, angewiesen.

5. Zur Berufswahl von FachschülerInnen

Die meisten 14-jährigen SchülerInnen einer KMS wollen einen Maturaabschluss in einer BHS. Sie verbinden dieses Ausbildungsziel nicht unbedingt mit einem geplanten Studium, sondern weil sie sich mit der Matura insgesamt bessere Chancen am Arbeitsmarkt erwarten. In der Tat setzen heute viele Jobausschreibungen ein Maturazeugnis oder gar ein Hochschuldiplom voraus, wo früher noch das positive Abschlusszeugnis einer dreijährigen Fachschule genügte. Den meisten Schülerinnen und Schülern sowie ihren Eltern ist dieser Zusammenhang bewusst, weshalb ein großer innerer wie äußerer Druck auf den SchülerInnen lastet. Was macht nun aber den besonderen Reiz von mittleren Fachschulen aus? Warum werden diese aufgesucht, welche beruflichen Hoffnungen werden damit verknüpft?

Für den Besuch einer mittleren Fachschule erwärmt sich der geringste Teil aller 14-jährigen PflichtschulabgängerInnen. An erster Stelle der Wunschliste stehen vor allem BHS und kaum AHS (gemeinsam mehr als die Hälfte), Platz zwei geht an eine Karriere mit Lehre (ein gutes Drittel) und erst an dritter Stelle folgt der Wunsch, nach der 8. Schulstufe in eine höchstens dreijährige Fachschule weiter zu gehen (ein knappes Viertel).

Die heterogene Zusammensetzung vieler Klassen in den mittleren dreijährigen Fachschulen weist darauf hin, dass viele SchülerInnen diesen Schultyp nicht absichtlich gewählt haben. Eine typische Aussage einer Fachschülerin: *„Ich bin zufällig in diese Schule gekommen. Eigentlich wollte ich nach der Hauptschule in eine fünfjährige Modeschule oder in eine Handelsschule gehen, aber in beiden Schulen wurde ich nicht aufgenommen.“*

Weitere ähnliche Aussagen bestätigen diese Einschätzung. Die 17-jährige Edina begründet den Besuch der Handelsschule so: *„Ich bin nach der Volksschule vier Jahre ins Gymnasium gegangen und wechselte dann in die HAK. In Französisch hatte ich große Probleme, deshalb wanderte ich in unserem Schulgebäude einfach einen Stock tiefer und setzte mich in die Klasse der Handelsschule. Hier habe ich keine schulischen Probleme.“* Eine andere Stimme: *„Ich bin draufgekommen, dass mir das Kaufmännische entgegenkommt, deswegen war die Handelsschule für mich die richtige Wahl“*, sagt die 18-jährige Tamara, nachdem sie bereits an zwei höheren

Schulen gescheitert war. „In der Fußballakademie, die ich besucht habe, gab es die Möglichkeit nebenbei die HAK zu besuchen oder die Handelsschule. Ich entschied mich nach dem ersten Jahr für die HASCH, weil ich da nicht soviel lernen musste“, so begründet der 17-jährige Igor seine Schulwahl. „Ich wollte nach der Schule eigentlich ins Poly gehen und dann eine Lehre machen, aber meine Eltern überredeten mich, die Handelsschule zu besuchen“, erklärt der 16-jährige Georg.

Die Handelsschülerin Sandra (17) erzählt: „Meine Freundin ist in die HBLA gegangen und hat mir ihr Leid über Latein geklagt. Diese Sprache sei sehr schwierig, hat sie gesagt. Meine Freundin war in der Schule immer besser als ich und so habe ich mir gedacht, wenn sie schon Probleme hat, dann werde ich erst recht Probleme bekommen. Ich habe dennoch die HBLA versucht und bin in der ersten Klasse an Spanisch gescheitert. Danach wechselte ich in die Handelsschule. Abenteuerlicher hört sich folgende Schulkarriere an, die von der 19-jährigen Nina erzählt wird: „Nach der Volksschule bin ich in das Gymnasium gegangen. Weil ich einmal eine Klasse wiederholt habe, konnte ich gleich nach der 4. Klasse eine Friseurlehre beginnen, doch nach dem ersten Lehrjahr habe ich die Berufsausbildung wieder abgebrochen. Es war nicht meine Arbeit. Meine Vorstellung über diesen Beruf deckte sich nicht mit der Wirklichkeit. In der Berufsschule fühlte ich mich extrem unterfordert. So habe ich mich entschlossen, lieber weiter ins Gymnasium zu gehen. Ich bin in der 5. Klasse eingestiegen und habe bis zum Ende der 6. Klasse durchgehalten, aber die Sprachenprobleme wurden immer größer. Englisch ging ja noch, aber Französisch und Italienisch waren zuviel für mich. Danach wechselte ich in die 1. Klasse Handelsschule. Da habe ich keine Probleme. Es geht mir hier so gut, dass ich nebenbei sogar auf einer Tankstelle stundenweise arbeiten kann.“

Fachschulen werden, wie diese Aussagen zeigen, oft nicht absichtlich ausgesucht, ein Besuch dieser Schulen ergibt sich häufig, weil sich die ursprünglichen Schulpläne nicht realisieren ließen. Ein häufiger Grund sind die hohen Anforderungen von höheren Schulen, denen sich viele Schülerinnen und Schüler nicht gewachsen fühlen, sodass sie in das mittlere Bildungssegment ausweichen.

Der Besuch von Fachschulen, ob absichtlich gewählt oder auch nicht, tangiert jedoch stark die folgende Berufswahl, weil sie mit ihren verschiedenen

Schwerpunkten und diversen Praktika ihre Schülerinnen und Schüler auf einschlägige Berufe vorbereiten.

5.1. Die Berufsauswahl wird enger

Die Berufsziele von FachschülerInnen orientieren sich in der Regel an den Ausbildungsschwerpunkten der jeweiligen mittleren Fachschulen. So streben SchülerInnen von Handelsschulen bevorzugt eine Büroarbeit an, AbsolventInnen von Sozialfachschulen interessieren sich überwiegend für Berufe im Gesundheits- und Sozialbereich und SchülerInnen einer islamischen Fachschule wollen zu einem hohen Anteil KindergärtnerInnen oder Ordinationsgehilfinnen werden, weil es in dieser Schule regelmäßige Praktika in diesen beiden Berufsfeldern gibt. Das heißt, durch den Besuch einer bestimmten Fachschule engt sich das Berufswahlspektrum automatisch ein. Die angegebenen Berufsziele von 16-, 17-jährigen FachschülerInnen sind somit viel enger angelegt als die ihrer 14-jährigen AltersgenossInnen. Als Beleg für diese Feststellung seien hier exemplarisch die Berufswünsche von je einer Klasse einer islamischen Fachschule und einer Handelsschule angeführt.

Berufswünsche islamische Fachschule (17 SchülerInnen): Berufsreifeprüfung (7), Ordinationshilfe (4), Kindergartenpädagogik (4), Kosmetik (1), unklar (1);
Berufswünsche Handelsschule (18 SchülerInnen): Büroarbeit (11), Aufbaulehrgang (7);

Die konkreten Wünsche konzentrieren sich plötzlich nur mehr auf wenige Berufsrichtungen, wobei sich allerdings ein großer Teil der SchülerInnen die Möglichkeit einer Berufsreifeprüfung bzw. eines Aufbaulehrgangs offen hält. Noch deutlicher stellt sich die Motivationslage dar, wenn die Berufswünsche aller FachschülerInnen dieser Studie berücksichtigt werden. Von insgesamt 90 FachschülerInnen wollen 61 entweder den Aufbaulehrgang, die Abendmatura oder die Berufsreifeprüfung machen. Das sind zwei Drittel (!) aller von mir befragten Schülerinnen und Schüler mittlerer Fachschulen. In den Klassen, wo der Migrationsanteil unter den SchülerInnen besonders hoch ist, steigt der Anteil der FachschülerInnen, die einen höheren Schulabschluss anstreben.

Wie lässt sich der besondere Drang von FachschülerInnen zu einem höheren Schulabschluss als dem Fachschulabschluss begründen? Gibt es Unterschiede zwischen Mädchen und Burschen, zwischen ländlichen und städtischen Regionen? Warum haben vor allem SchülerInnen mit Migrationshintergrund ein besonderes Interesse, aus ihrem mittleren Fachschulabschluss einen höheren zu machen?

Um diese wichtigen Fragen beantworten zu können, besuchte ich drei Bewerbungstrainings von mittleren Fachschulen in Wien und von zwei Handelsschulen im ländlichen Umfeld. Die Unterschiede bezüglich beruflicher Zukunftsvorstellungen zeigen sich deutlich anhand der folgenden sechs Aussagen. Die ersten drei Aussagen stammen von HandelsschülerInnen aus dem Raum Ennstal in der Obersteiermark und die zweiten drei Aussagen von HandelsschülerInnen in Wien:

Handelsschule im steirischen Ennstal:

Sabrina (17): *„Ich will Bürokauffrau werden. Ich wollte nie in die HAK gehen, weil ich ja nur ins Büro will und dafür brauche ich die HAK nicht, die zwei Jahre länger dauert. Eine Büroarbeit war schon immer mein Wunsch. Ein halbes Jahr vor dem Ende der Schule werde ich anfangen eine Büroarbeit zu suchen, sie muss nicht unbedingt in der Nähe sein, sie kann auch in Graz oder sonst wo sein. Mein Vater arbeitet in einer Fabrik und meine Mutter ist Reinigungsfrau.“*

Dominik (17): *„Meine Eltern wollen, dass ich nach der Schule ins Ausland gehe, ich habe nichts dagegen. Ich bin nach der Volksschule fünfeinhalb Jahre ins Gymnasium gegangen, die Eltern wollten, dass ich die Matura mache. Am Geometrisch Zeichnen bin ich gescheitert. Damit ich kein Jahr verliere, konnte ich mitten unterm Schuljahr vom Gymnasium in die Handelsschule wechseln. Ich werde mit meinem Bruder den elterlichen Betrieb übernehmen.“*

Astrid (17): *„Ich werde auf alle Fälle die Matura machen und dann studieren. Welches Studium das sein wird, weiß ich noch nicht. Danach will ich nach Irland gehen, ich möchte dort leben und arbeiten. Mir gefällt dieses Land. Mein Vater ist Lkw-Fahrer und meine Mutter arbeitet als Verkäuferin.“*

Handelsschule in Wien:

Julija (17): *„Ich mache einen Aufbaulehrgang oder fange gleich an zu arbeiten. Ich will in ein Büro oder in eine Bank. Die Büroarbeit liegt an erster Stelle. Ich telefoniere*

gerne, ich bin freundlich, offen anderen Menschen gegenüber. Ich will auf keinen Fall Regale in einem Supermarkt schlichten. Meine Cousine ist Sekretärin, sie ist mein großes Vorbild. Die Eltern wollten, dass ich nach der Mittelschule in die HAK gehe, aber ich wollte nicht. Ich habe gewusst, dass das schwierig sein wird und bin in die Handelsschule gegangen. Meine Eltern sagen mir, ich soll die Schule gut abschließen, es ist meine Entscheidung, was ich danach mache. Mit der Matura kommt man halt weiter.“

Sanela (17): „Ich werde den Aufbaulehrgang machen. Dieser dauert nach der 3. Klasse Handelsschule noch drei Jahre. Die Schule geht genauso weiter wie jetzt, nur dass wir dann am Ende die Matura machen. Ich scheiterte in der HAK an Mathe und Französisch. Beim Aufbaulehrgang habe ich wieder Mathe und Französisch, aber da werde ich eben fleißig lernen, damit ich keine Probleme habe. Falls es nicht klappt, werde ich versuchen, eine Arbeit in einem Büro zu finden und einfach anfangen zu arbeiten. Studieren möchte ich sowieso nicht, also muss ich nicht unbedingt maturieren. Meine Eltern unterstützen mich, sie sagen, ich soll die Schule abschließen. Dann kann ich mich entscheiden, ob ich weiter zur Schule gehe oder anfangen zu arbeiten. Meine Mutter arbeitet als Verkäuferin und mein Vater ist gelernter Tischler, arbeitet aber in einer Reinigungsfirma.“

Dejan (17): „Ich mache den Aufbaulehrgang, danach studiere ich vielleicht oder ich finde einen Job und beginne gleich zu arbeiten. Nach der Mittelschule hatte ich nicht so gute Noten und deswegen ging ich in die Handelsschule. Hier habe ich keine Schulprobleme. Meine Mutter ist Krankenschwester, mein Vater ist jetzt daheim, weil er einen schweren Autounfall hatte. Mein Bruder geht in die HAK, er wiederholt gerade die 2. Klasse.“

Worin unterscheiden sich die Aussagen dieser sechs SchülerInnen zweier Handelsschulen? Vordergründig liegt der Unterschied darin, dass die drei Wiener SchülerInnen nach Abschluss ihrer Handelsschule einen weiteren dreijährigen Aufbaulehrgang besuchen wollen, während das Thema Matura in der steirischen Handelsschule keine so große Rolle spielt. Bei näherem Hinsehen aber fällt auf, dass alle Aussagen der SchülerInnen einer Wiener Handelsschule kombiniert sind mit einem entweder – oder, also entweder Aufbaulehrgang **oder** Arbeit. „*Ich mache einen Aufbaulehrgang oder fange gleich an zu arbeiten*“, heißt es und nicht etwa wie bei der 16-jährigen Astrid aus dem Ennstal, die eindeutig Prioritäten setzt und

selbstbewusst verkündet: *„Ich werde auf alle Fälle die Matura machen und dann studieren.“*

Die HandelsschülerInnen in Wien lassen sich dabei von folgenden Überlegungen leiten: *„Wenn ich nach Abschluss der Handelsschule einen guten Job angeboten bekomme, nehme ich den gerne an. Da ich aber mit einem solchen Glücksfall kaum rechnen kann, gehe ich lieber weiter in die Schule und mache auch noch den Aufbaulehrgang, um meine beruflichen Chancen zu erhöhen.“*

Die 17-jährige Sabrina aus dem Ennstal will nach der Handelsschule eine Arbeit in einem Büro. Da sie diese Büroarbeit nicht nur in ihrer unmittelbaren, mit Bürojobs dünn gesäten Wohngegend sucht, sondern auch in den großen Städten, rechnet sie sich gute Chancen aus, ihr Ziel zu erreichen. Sie ist sich dabei so sicher, dass sie einen Aufbaulehrgang erst gar nicht in Erwägung zieht.

Ihren Mitschüler Dominik, der zunächst auf Wunsch seiner vermögenden Eltern ins Gymnasium ging und in diesem Schuljahr die Handelsschule abschließen wird, zieht es ins Ausland. Auch er denkt keine Sekunde an einen Aufbaulehrgang, weil er sich von einer Matura keinen besonderen Nutzen für die erfolgreiche Weiterführung des elterlichen Betriebes verspricht.

Das bedeutet, sobald die berufliche Zukunft geklärt ist oder die Jobmöglichkeiten zumindest aus einem subjektiven Empfinden heraus intakt sind, spielt der Besuch einer weiterführenden Schule oder eines Aufbaulehrgangs kaum eine Rolle. Dieses auffällige Handlungsmuster zieht sich wie ein roter Faden durch alle Aussagen von Schülerinnen und Schülern von Fachschulen.

SchülerInnen mit Migrationshintergrund tendieren überwiegend zu einem höheren Schulabschluss mit Matura. SchülerInnen ohne Migrationshintergrund tendieren nur dann zu einem Maturaabschluss ihrer schulischen Laufbahn, wenn sie damit ihren konkreten Berufswunsch erreichen können. Folgende empirische Belege vermögen diese These zu bestätigen:

In einer Handelsschule in Wien mit über 90 Prozent Migrationsanteil wollen absolut alle AbsolventInnen an die Ausbildung in der Fachschule nahtlos einen Aufbaulehrgang anschließen, der in dieser Schule allen HandelsschülerInnen angeboten wird. Es fällt auf, dass keiner der insgesamt 22 SchülerInnen einen konkreten Job in Aussicht hat. Eine typische Aussage eines Schülers: *„Ich gehe zwar weiter in den Aufbaulehrgang, aber wenn ich vorher einen Job bekomme, höre ich sofort auf. Es macht mir einfach keinen Spaß mehr, in die Schule zu gehen.“*

Weil die jungen Frauen und Männer keinen Job in Aussicht haben, gehen sie weiter in die Schule und nicht, weil sie besonders ehrgeizig und bildungshungrig sind. In die Schule gehen sie, weil sie sonst arbeitslos und gänzlich ohne Beschäftigung wären. Weil es besonders für Jugendliche mit Migrationshintergrund keine anderen sozial anerkannten Alternativen gibt, setzen sie sich weiterhin in die Schule. Es geht ihnen darum, Zeit zu gewinnen und mit einer erhofften besseren Ausbildung ihre Berufschancen zu erhöhen.

Vor allem SchülerInnen ohne Migrationshintergrund handeln da oft anders.

Martin (17): *„Ich mache nach der Handelsschule den Aufbaulehrgang. Ich habe noch keine Lust zu arbeiten und keinesfalls möchte ich irgendetwas mit unserer Tankstelle zu tun haben. Ich lese schon jetzt Inserate und da steht oft dabei: Voraussetzung Matura. Das sind genau die Jobs, die mich interessieren.“* Dieser junge Mann leistet sich den „Luxus“ weiter in die Schule zu gehen, weil er sich (noch) nicht im familieneigenen Betrieb engagieren möchte.

Der folgende Grund einen Aufbaulehrgang zu besuchen, trifft auch eher auf SchülerInnen ohne Migrationshintergrund zu.

Alexandra (17): *„Ich arbeite schon zwei Jahre in den Ferien in einer Telekommunikationsfirma. Ich bin dort im Callcenter beschäftigt. Da ich mich schon gut auskenne, brauche ich keine Einschulung mehr, weshalb ich dort immer willkommen bin. Ich möchte aber in Zukunft in der Kundenbuchhaltung arbeiten. Der Chef sagte mir, dass ich das gerne machen kann, allerdings nur, wenn ich die Matura habe. Also habe ich mich jetzt für den Abendaufbaulehrgang angemeldet. Tagsüber werde ich arbeiten und am Abend mache ich den Kurs, damit ich in meine Wunschabteilung kommen kann.“*

Von solchen konkreten Jobangeboten können meist nur SchülerInnen ohne Migrationshintergrund berichten. Für Burschen mit Migrationshintergrund ist die folgende Berufswahl des 17-jährigen Bernhard, der zunächst erfolglos eine Karriere als Profifußballer in einem streng geführten Leistungszentrum anstrebte, ebenfalls kaum realisierbar. Bernhard (17): *„Nach der Handelsschule gehe ich zum Bundesheer und mache dort die Offiziersausbildung. Die sportlichen Voraussetzungen dafür bringe ich mit. Mein Vater arbeitet im Ministerium und unterstützt meine Absicht.“*

Wenn HandelsschülerInnen die Absicht hegen, sich beim Bundesheer, bei der Polizei, beim Zoll, in einem Ministerium oder einer Landesabteilung zu bewerben, werden sie es ohne persönliche Beziehungen schwer, aber ihre Kolleginnen mit Migrationshintergrund noch viel schwerer haben, dort aufgenommen zu werden. So wird sich die 17-jährige Sabrina nach der Schule in der Sicherheitsdirektion bewerben, weil dort bereits ihre Freundin arbeitet und sich für sie einsetzen kann. Sie stellt sich darauf ein, viele interne Schulungen zu machen, für die sie allerdings bereits bezahlt wird. Somit stellt sich für sie gegenwärtig das Thema Aufbaulehrgang nicht.

5.2. Unterschied Stadt – Land

Gute oder schlechte Aussichten auf einen Job sind die wichtigsten Gründe, warum die eine Gruppe von FachschülerInnen sich kaum Gedanken über einen Aufbaulehrgang oder eine Berufsreifepfung machen muss, die andere und gleichzeitig größere Gruppe aber sehr wohl. Die erste Gruppe lebt eher am Land, die zweite Gruppe eher in der Stadt.

Es gibt einige deutliche Hinweise, wonach sich am Land der Faktor „Migrationshintergrund“ weniger stark auf den Entschluss, einen höheren Schulabschluss nach Absolvierung einer Fachschule anzustreben, auswirkt als in der Stadt. Dazu zwei Beispiele:

Georg (17): *„Mein Vater hat gewollt, dass ich in die Handelsschule gehe, aber wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich darauf gerne verzichtet. Mein Vater ist Pächter einer Tankstelle, zusätzlich kauft er Gebrauchtautos und verkauft sie dann weiter. Ich bin schon oft mit meinem Vater mitgefahren, ich weiß, wie dieses Geschäft funktioniert. Ich habe auf dem gleichen Prinzip einen kleinen Handyhandel aufgebaut, aber bei mir ist die Gewinnspanne höchstens 10 Euro und nicht 200 Euro wie bei meinem Vater.“*

Sobald ich mit der Schule fertig bin, steige ich in den Autohandel ein. Eine Matura brauche ich dazu nicht. Ehrlich gesagt, hat heute schon fast jeder eine Matura aber deswegen nicht unbedingt eine Arbeit.

Mein Vater hat dieses Geschäft ohne Matura aufgebaut, er war nur ein einfacher Mechaniker als er nach Österreich gekommen ist. Jetzt bauen wir gerade in Serbien ein großes Haus. Wir haben alle die serbische Staatsbürgerschaft. Solange sie uns

nicht schadet, lassen wir das so. Die österreichische Staatsbürgerschaft bringt momentan nichts, im Gegenteil, dann müsste ich jetzt bald zum Bundesheer. So erspare ich mir den Wehrdienst, in Serbien brauchst nur den richtigen Leuten Geld schmieren, dann hast eine Ruh.“

Außenstehende kommen nie und nimmer auf die Idee, dass es sich bei Georg um einen jungen Serben handelt, da er in einen akzentfreien steirischen Dialekt redet. Er ist im Ennstal aufgewachsen und außer Familienname und Pass deuten nichts auf einen Migrationshintergrund hin. Sein Vater ist selbstständig und hat mit seinem kaufmännischen Talent eine sichere ökonomische Grundlage für sich und seine Familie geschaffen. Der Juniorchef brennt darauf, das Aufbauwerk seines Vaters fortzuführen, eine weitere Schulausbildung kommt ihm nicht in den Sinn. Ein ökonomisches Auslangen, ein sicherer Job und ein bis zur Unkenntlichkeit versteckter Migrationshintergrund tragen wesentlich zu einer Verkürzung der Schulausbildung bei.

Ähnlich verhält es sich bei Sandra (17): *„Meine Mutter arbeitet als Servicekraft in der Kantine der Psychosomatik, meine Schwester hat dieselbe Schulausbildung wie ich gemacht und arbeitet dort in der Rezeption. Mein Papa arbeitet in einer Firma, in der Batterien produziert werden. Ich möchte ganz normal im Büro arbeiten, denn ich brauche immer ein freies Wochenende, weil wir jedes zweite Wochenende zu unseren Verwandten in der Nähe von Zagreb fahren.“*

Sandra und ihre Familie haben sich assimiliert, alle in der Familie gehen einer Arbeit nach. Zu Recht kann diese Handelsschülerin davon ausgehen, eine Arbeit zu finden, ohne deswegen noch länger in die Schule gehen zu müssen. Ihr Migrationshintergrund spielt dabei jedenfalls keine Rolle.

Auch in der Stadt leben zugewanderte Eltern von HandelsschülerInnen, die ein Geschäft aufgebaut haben, das sie ihren Kindern übergeben können und es gibt auch einige bescheidene Jobangebote innerhalb der Migrationsgruppe. Viel häufiger aber existieren besonders für FachschülerInnen mit Migrationshintergrund keine adäquaten Arbeitsmöglichkeiten. Mit einem Aufbaulehrgang hoffen die SchülerInnen, ihre Jobmöglichkeiten zu erhöhen. Ihre Eltern sehen das auch so, deswegen bestärken sie ihre Kinder darin sich weiter zu bilden.

Die Arbeitsmöglichkeiten für FachschülerInnen sind insgesamt begrenzt, für SchülerInnen mit Migrationshintergrund, die in den Wiener Fachschulen viel häufiger anzutreffen sind als in den Fachschulen am Land, sind die Jobmöglichkeiten

begrenzter. FachschülerInnen mit Migrationshintergrund sind daher angehalten, ihre soziokulturellen Nachteile mit einer möglichst hohen Schulausbildung auszugleichen. Anders ist es nicht zu erklären, warum FachschülerInnen mit Familiennamen wie Lalic, Berisha oder Bahadir etc. viel häufiger den Wunsch äußern, einen Aufbaulehrgang besuchen zu wollen als ihre KollegInnen, die eine Fachschule am Land besuchen und Hirsch, Leibenfrost oder Benesch etc. heißen. Den FachschülerInnen in der Stadt kommt dabei mehrfach auch das dichte Angebot von Aufbaulehrgängen und Berufsreifeprüfungen entgegen. Im ländlichen Bereich ist es in manchen Gegenden schwierig, solche Kurse zu besuchen, da sie meist nicht in unmittelbarer Wohnumgebung angeboten werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das Merkmal „Migrationshintergrund“ ist für die Berufswahl weniger hinderlich, wenn wie im ländlichen Bereich üblich, die Assimilation weit fortgeschritten ist. Da sich in ländlichen Regionen fast ausschließlich MigrantInnen halten, die fest in den lokalen Arbeitsmarkt integriert sind oder sonst eine ökonomische Basis aus selbstständiger Arbeit geschaffen haben, führt dieser hohe Integrationsgrad bei den Fachschülerinnen und -schülern zu einem angepassten Verhalten bezüglich Berufswahl. Das geringere Angebot an Berufsreifeprüfungen und Aufbaulehrgängen im ländlichen Bereich unterstützt zusätzlich den Trend, nach Abschluss der Fachschule vorrangig eine Arbeit und nicht unmittelbar eine weitere Ausbildungsmöglichkeit zu suchen. Je besser die Eltern in die Arbeitswelt integriert sind, je stärkere soziale Netzwerke sie aufgebaut haben, desto leichter fällt es den Jugendlichen nach der Fachschulausbildung eine Arbeit zu finden und umso weniger äußern sie den Wunsch nach Weiterbildung.

5.3. Eine islamische Fachschule für SchülerInnen mit Migrationshintergrund

Zum Abschluss der Erläuterungen zur Fragestellung Berufswahl von FachschülerInnen lohnt es sich, das Verhalten von Schülerinnen der „Islamischen Fachschule für Soziale Bildung“ genauer zu betrachten. Es finden sich nur wenige Burschen in dieser Schule, sodass hier mit gutem Grund auf die geschlechtsneutrale Schreibweise verzichtet werden kann.

Die islamische Fachschule bietet ihren Schülerinnen neben einen Praktikumstag pro Woche einige Möglichkeiten, um nach Abschluss dieser Schule in einschlägigen Berufsfeldern Fuß zu fassen. So können die Schülerinnen am Ende der dreijährigen Ausbildung sowohl eine Prüfung zur Ordinationsgehilfin als auch eine zur Gruppenleiterin in Kindergärten ablegen, was ihre Berufschancen in diesen beiden Bereichen erheblich stärkt, zumal sie in Stadtteilen mit einem hohen Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund bevorzugt aufgenommen werden. Darüber hinaus bietet diese Schule noch weitere Berufsmöglichkeiten an, die zum Beispiel die 17-jährige Yasmin nützen möchte: *„Ich möchte die Berufsreifeprüfung machen und danach in die islamische Akademie gehen und Religionslehrerin werden. In der vierten Klasse Hauptschule hatte ich zum ersten Mal eine Frau als Religionslehrerin, ich habe gar nicht gewusst, dass wir Mädchen das auch machen dürfen. Als Alternative habe ich noch die Möglichkeit als Ordinationshelferin zu arbeiten, dazu brauche ich nur am Ende des Jahres die Prüfung abzulegen. Den Besuch einer Kindergartenschule habe ich mir auch überlegt, aber die dauert weitere fünf Jahre und ich weiß nicht, ob ich diese Schule schaffen kann.“*

Die meisten Schülerinnen tragen ein Kopftuch als sichtbares Zeichen ihrer islamischen Religionsangehörigkeit. Einige von ihnen deuten in den Einzelgesprächen an, dass dies nicht freiwillig, sondern auf Wunsch der Familie geschieht. *„Die Familie war dagegen, dass ich Friseurin werde.“* *„Die Familie war dagegen, dass ich in eine Modeschule gehe“*, sagen sie und verweisen damit auf ihre eingeschränkte Berufswahl, die das Kopftuchtragen mit sich bringt. Die meisten Schülerinnen aber geben an, sich freiwillig für das Kopftuch entschieden zu haben. Einige von ihnen wollten Polizistinnen werden und bedauern es, auf Grund des Kopftuches keine Chance in diesem Berufsfeld zu haben.

Alle Schülerinnen besuchen an ihrem achtstündigen Praktikumstag, der jeweils an einem bestimmten Wochentag pro Klasse absolviert wird, entweder einen Kindergarten, Hort oder eine Ordination, wo sie jeweils als Helferinnen im Einsatz stehen. Fast alle Schülerinnen möchten nach der Fachschule die Berufsreifeprüfung machen. Nur eine kleine Minderheit gibt sich mit einem Beruf als Ordinationshilfe- oder als Gruppenleiterin in einem Kindergarten zufrieden. Keine von ihnen kann bereits auf einen fixen Job verweisen. Alle angestrebten Arbeitsplätze müssen erst gefunden werden, wobei ihre Eltern keine große Hilfestellung leisten können. Allerdings unterstützen die Eltern die Wünsche ihrer Töchter nach höherer Bildung.

Die Schülerinnen sind erfrischend selbstbewusst und haben meist ehrgeizige berufliche Ziele. Die 16-jährige Sevde ist dafür ein gutes Beispiel: *„Ich möchte Kindergartentante oder vielleicht auch Volksschullehrerin werden oder Psychologie studieren, genauer gesagt psychologische Pädagogik. Die Berufsreifeprüfung ist das 1. Ziel. Die Kindergartenarbeit interessiert mich, weil meine Mutter in einer Kindergruppe arbeitet. Volksschullehrerin interessiert mich, weil meine Freundinnen das machen und Psychologie möchte ich studieren, weil mich das persönlich interessiert.*

Mein Vater ist selbstständig im Obst- und Gemüsehandel, mein Bruder hat maturiert und studiert jetzt auf der TU Architektur, er machte über die Abendschule die Matura, um jetzt studieren zu können.

Nach der Volksschule besuchte ich die Hauptschule und danach wollte ich gleich in die Kindergartenschule. Leider habe ich aber den Aufnahmetest nicht bestanden, weil ich sehr nervös war, ich habe einfach nichts herausgebracht.

In unserer Familie haben wir auch Nachhilfe genommen, mein Bruder hat diese öfters gebraucht. Der Vater sagt uns immer, dass er gerne für unsere Ausbildung zahlt. Unsere Eltern stehen auf dem Standpunkt, dass wir die Möglichkeit haben etwas zu studieren und eine gute Ausbildung zu machen, sie hatten diese Möglichkeit nicht, also sollen wir diese Chance nützen.

In unserer Schule gibt es viele spannende Fächer, sie interessieren mich alle, es gibt: „Erste Hilfe“, „Säuglingspflege“, „Pädagogik und Psychologie“ und viele weitere. Ich werde die Ausbildung machen, weil ich selbstständig und nicht von einem Mann abhängig sein will. Ich werde irgendwann einmal heiraten, aber Kinder muss ich deswegen nicht so schnell bekommen, das kann ich mir mit meinem Mann ausmachen. Es ist kein Naturgesetz, dass ich nach der Hochzeit gleich schwanger werden muss.“

Diese Schülerin hat nicht nur ehrgeizige berufliche Ziele, sondern sie hat sich schon einiges zu ihrer Rolle einer späteren Ehefrau überlegt. Zusätzlich kann sie beim Anstreben ihrer Berufsziele auf eine starke familiäre Unterstützung zählen. Das spezielle Angebot der islamischen Fachschule erweist sich als äußerst hilfreich, ihre persönlichen Ziele zu erreichen.

Die positive Einstellung der Eltern zur Bildung wird von den Schülerinnen gewürdigt. Eine meinte: *„Ich lerne auch am Samstag und Sonntag. Ich mache in einer Ordination ein Praktikum, es handelt sich um einen Kinderarzt, dort muss ich die*

Kinder vor der Untersuchung abwiegen und abmessen. Einige Kinder haben Angst, die wiege ich dann nicht, ich versuche sie mit Zuckerln zu bestechen, aber das funktioniert nicht immer.

Mein Vater ist im Dorf aufgewachsen, trotzdem ist es ihm wichtig, dass wir etwas lernen und uns gut ausbilden lassen. Im Normalfall aber wollen die Eltern nur, dass man arbeitet und Geld verdient. Wir Mädchen sollen bald heiraten. Aber das war früher, wir wollen das nicht mehr, wir wollen unabhängig sein und selbstständig. Ich will zum Beispiel alleine bleiben. In unserer Familie und in der Verwandtschaft wird darüber der Kopf geschüttelt, aber mein Vater versteht das, der hat nichts dagegen.“

Einen ähnlich positiven Einfluss spürt auch die 17-jährige Emel: *„Mein Vater studierte in der Türkei, aber in Wien fand er nur eine Arbeit als Helfer auf der Baustelle. „Selber schuld“, sage ich ihm immer, dass er nicht studiert hat. Und er antwortet dann: „Ja, das stimmt, ich bin selbst schuld.“ Meine Mutter arbeitet als Hausfrau. Mein Bruder macht die Lehre als Kfz-Techniker und besucht zusätzlich am Abend die HTL. Damals wollte er nach der Hauptschule nicht mehr weiter in die HTL gehen, jetzt geht er freiwillig. Mein Vater hat ihm immer gesagt, er soll weiter in die Schule gehen, jetzt auf einmal hat mein Bruder ein Einsehen.“*

Auch Eltern, die den Kindern vermitteln, wie wichtig die Schule für ihre weitere berufliche Entwicklung sein kann, lernen kaum mit ihnen, weil ihnen meist die Voraussetzungen fehlen. Aber die Kontrollaufgaben nehmen einige von ihnen sehr wohl ernst. So erzählt eine 16-jährige Fachschülerin: *„Zuhause schaut Mutter, das wir was lernen, sie kann besser Deutsch als mein Vater, weil sie mit acht Jahren nach Österreich gekommen ist und hier zur Schule gegangen ist. Sie hat nur kurz im Metallwesen gearbeitet, mit 18 geheiratet und seither ist sie zu Hause, was ihr nicht gefällt. Von ihr weiß ich, wie wichtig eine gute Ausbildung ist, weil ich dann eher eine gute Arbeit bekommen und Selbstständigkeit erreichen kann.“*

Güsegu (20) schätzt ebenfalls den positiven Einfluss ihrer Familie: *„Die Ausbildung ist sehr wichtig, ich will etwas lernen. Mein Vater zahlt ja auch für diese Schule 400 Euro pro Semester, 800 Euro im Jahr, die Schulartikel kommen auch noch dazu, das macht dann sicher 1.000 Euro im Jahr. Ich muss mich anstrengen, ich will einen Beruf, ich will selbstständig sein. Meine Mutter bestärkt mich, sie sagt, dass es besser ist eigenes Geld zu verdienen. Als Hausfrau bekommt sie das Geld vom Vater, aber besser ist es eigenes Geld zu haben. Das sagen sie bei uns in der Familie und das ist auch gut so. Das Kopftuch trage ich freiwillig, meine Mutter trägt*

auch eines, aber sie hat es mir frei gestellt. Das Kopftuch versteckt nur meine Haare, nichts weiter. In der Türkei ist das ein Problem, dort darf man in der Schule kein Kopftuch tragen, das ist hier besser.“

Ganz ähnlich argumentiert Buto (17): „Meine Eltern zahlen für die Schule. Sie wollen, dass wir eine gute Zukunft haben, sie wollen, dass wir nicht so schwer wie sie arbeiten müssen. Mein Vater ist Arbeiter und oft krank, er hatte nicht die Möglichkeit etwas zu lernen, wir aber sollen diese Chance nützen. Auch ich will zuerst einen Beruf und später eine Familie, aber daheim bei den Kindern möchte ich trotzdem nicht bleiben. Ich muss immer etwas tun, muss hinaus, auch ins Ausland.“

Ehrgeizige Ziele verfolgt auch Rülje (17): „Nach der Schule mache ich auf jeden Fall die Ordinationshilfeprüfung, danach die Berufsreifepfung und dann möchte ich Hortpädagogin werden. Ich wollte auch mal Krankenschwester werden oder in einer Ordination arbeiten, aber das kann ich nach meiner Ausbildung noch immer. Im Praktikum habe ich gesehen, das ich mit den 8- bis 11-jährigen Kindern besser als mit den Kleinen zurechtkomme. Einmal waren die Kinder sogar für meine bereits ausgebildete Kollegin zuviel. Sie lief plötzlich aus der Gruppe raus, ich musste dann alle Kinder alleine beschäftigen und es war gar kein Problem. Ich bin schon oft gelobt worden, weil ich so ruhig mit den Kindern umgehen kann. Ich weiß jetzt, dass mir dieser Beruf liegt, deswegen möchte ich ihn auch ausüben.

Mein Vater ist Bauarbeiter, meine Mutter Hausfrau. Wir sind sechs Kinder, aber nur mehr ich und mein kleiner Bruder sind zu Hause, alle anderen sind schon ausgezogen. Mein Bruder besucht das islamische Gymnasium, er ist leider kein guter Schüler, er muss dieses Jahr die 4. Klasse wiederholen und kann sich nicht richtig auf seine Arbeit konzentrieren, er ist sehr unruhig.

Der älteste Bruder ist in der Türkei und studiert dort Theologie, der zweite Bruder hat ebenfalls maturiert, das Studium aber abgebrochen und ist jetzt Straßenbahnfahrer. Der dritte Bruder hat die HTL gemacht und studierte auf der TU. Er ist jetzt ebenfalls Straßenbahnfahrer. Die Schwester ist in der Türkei zur Schule gegangen, hier hat sie die Hauptschule besucht und dann in einer Wäscherei gearbeitet. Sie hat zwei Kinder und sucht jetzt wieder Arbeit. Die Eltern wollen, dass wir uns gut ausbilden. Ich bin in Wien geboren, nach der Mittelschule habe ich nicht gewusst, was ich tun soll, ich wollte in die HAK oder in die Kindergartenpädagogikschule, aber ich habe die Aufnahme nicht geschafft und so bin ich in die Fachschule gegangen.

*Wir tragen alle Kopftuch, aber das bedeutet nicht, dass wir von Gestern sind. Einmal wurde ich mit zwei Freundinnen von alkoholisierten Männern auf der Straße angegriffen, seither habe ich ehrlich gesagt Angst. Das Schimpfen macht uns nichts aus, aber diese Männer haben uns mit Fußstritten geschlagen. Ich habe sofort die Polizei angerufen, und sie haben die Täter mitgenommen und zu uns gesagt, dass wir nach Hause gehen sollen. In der Straßenbahn höre ich auch ab und zu abwertende Kommentare und wenn ich dann sage: „Wollen Sie jetzt mit mir über das Tragen von Kopftüchern diskutieren? Dann sind sie ganz perplex. Sie glauben, dass wir kein Wort Deutsch sprechen nur weil wir ein Kopftuch tragen. Es gibt nicht **die** Ausländer, sondern viele verschiedene Gruppen von Ausländern. Wir haben uns geändert. Das Kopftuch erlaubt es mir nicht bestimmte Berufe zu machen, das finde ich ungerecht, Polizistin kann ich zum Beispiel nicht werden aber Horterzieherin geht.“*

Die islamische Fachschule zieht entweder selbstbewusste Mädchen an oder die Schule schafft den richtigen Rahmen, um positiv auf die Schülerinnen mit Migrationshintergrund Einfluss zu nehmen. Anders ist es nicht zu erklären, warum sich diese Mädchen kritisch mit der traditionellen Frauenrolle und mit der Bedeutung beruflicher Ausbildung und damit verbundener ökonomischer Unabhängigkeit auseinandersetzen. *„Ich habe immer die Einstellung, dass man etwas tun muss, man darf nicht faul sein und nur daheim sitzen. Es gibt sicher viele Frauen aus der Türkei, die daheim sind und sonst nichts tun, aber das soll man nicht, man muss selbstständig sein.“* Die Schülerinnen sind fleißig: *„Wenn ich nach Hause komme, mache ich sofort die Hausübungen. Ich lerne auch am Wochenende.“* Sie sind ehrgeizig: *„Die Fachschule ist der erste Schritt, die Berufsreifeprüfung ist der zweite und das Studium der nächste.“*

In einer Klasse lernte ich auch ein paar Burschen kennen, die ebenfalls diese von Mädchen dominierte Fachschule besuchen. Im Unterschied zu vielen anderen Klassen, wo wenige Burschen das Wort führen und die Mädchen eher ruhig sind, gelingt es ihnen hier nicht das Plenum zu dominieren, weil sich einige Schülerinnen sehr aktiv am Bewerbungstraining beteiligen. Es fällt allerdings auf, dass sich alle sechs Burschen der gemischtgeschlechtlichen Klasse geschlossen zum Ziel gesetzt haben, die Berufsreifeprüfung zu machen. Einige haben in ihrem Übereifer schon damit begonnen, die Vorbereitungskurse in einer Volkshochschule zu besuchen, während die Mädchen diese Art der Weiterbildung entweder gar nicht ins Auge

fassen oder aber erst nach erfolgreichem Abschluss der Fachschule in Angriff nehmen wollen.

Mit dem Wunsch der Schüler und auch vieler Schülerinnen, sich über eine Berufsreifeprüfung den Zugang zu einem Hochschulstudium zu verschaffen, kommen viele allerdings mit der Realität in Konflikt. Es ist längst nicht sicher, dass sie dieses Ziel auch erreichen werden, wie die Deutschlehrerin zu ihrem persönlichen Bedauern feststellen muss.

5.4. Zusammenfassende Erkenntnisse – Zweisprachigkeit: Zu wenig gefördert, zu wenig gewürdigt

Das österreichische Schulsystem nimmt auf SchülerInnen mit einer Muttersprache wie Türkisch, Serbisch, Kroatisch, Bosnisch oder Polnisch wenig bis gar keine Rücksicht. SchülerInnen mit diesen Muttersprachen werden in den allermeisten Schultypen angehalten, Deutsch als erste und Englisch als zweite lebende Fremdsprache möglichst gut zu beherrschen. In vielen weiterführenden höheren Schulen kommt noch eine zusätzliche romanische Sprache (außer Rumänisch!) als Wahlfach hinzu. Viele SchülerInnen mit Migrationshintergrund scheitern an den sprachlichen Herausforderungen. Dementsprechend schwer fällt es auch den SchülerInnen der islamischen Fachschule, die Berufsreifeprüfung zu schaffen. Eine Deutschlehrerin meint dazu: *„Es ist schwierig. Meiner Einschätzung nach schaffen es höchstens ein bis zwei Schüler, die Berufsreifeprüfung zu bestehen und später auf der Universität zu studieren. Einerseits wäre es sehr wichtig, dass auch Schüler mit Migrationshintergrund auf die Uni kommen, andererseits weiß ich aber, dass ihre Ziele unrealistisch sind. Es fehlt mir schwer, ihnen diese hohen Ziele auszureden, ich kann das nicht und ich mag das nicht. Ich hoffe, dass sie selbst draufgekommen, sie müssen lernen, kleinere Brötchen zu backen.“*

Die Klassenlehrerin ist äußerst skeptisch, was das Gelingen der Berufsreifeprüfung anlangt. Die größte Hürde sieht sie dabei in den mangelnden Deutschkenntnissen: *„Die meisten Schülerinnen und Schüler haben Probleme mit Deutsch. Das Reden ist nicht das Problem aber das Schreiben. Es gibt Artikelfehler und Fallfehler, aber auch der Satzbau ist ein Schwachpunkt. Bei Aufsätzen gelingt es ihnen kaum, auf den Punkt einer Erzählung zu kommen.“*

Ihre Deutschkenntnisse sind, wie diese Ausführungen zeigen, der größte Pferdefuß, der SchülerInnen mit Migrationshintergrund daran hindert, die verschiedenen Ausbildungsstufen des österreichischen Schulwesens zu meistern. In der „Islamischen Fachschule für Soziale Bildung“ tanken sie wenigstens Selbstbewusstsein, sie machen Praktika, in denen sie sich im Arbeitsalltag bewähren können. Über diese Ausbildung finden auch manche eine Arbeit in Ordinationen mit hohem Anteil an PatientInnen mit Migrationshintergrund und in Kindergärten, wo es viele Kinder von Eltern türkischer Herkunft gibt und die Zweisprachigkeit ein Gebot der Stunde ist.

Das Bevölkerungswachstum Österreichs beruhte in den vergangenen Jahrzehnten überwiegend auf der Zuwanderung von Personen aus dem Ausland. Die Ergebnisse der Statistik Austria (2007) zeigen, dass rund 16% der Bevölkerung bzw. 1,353 Mio. Menschen in Österreich einen Migrationshintergrund haben. Österreich ist charakterisiert durch eine Multiethnizität, die sich besonders in verschiedenen Stadtteilen Wiens deutlich manifestiert. Nicht Integration im Sinne von Assimilation ist gefragt, sondern es geht um das Ringen eines von gegenseitigem Respekt getragenen Zusammenlebens. In der PISA Studie stehen Kanada, Finnland, die Niederlande und Großbritannien vor allem in Bezug auf soziale Faktoren viel besser da als etwa Österreich und Deutschland. Die bekannte Migrationsexpertin Boos-Nünning nennt in einem Radiointerview (Ö1 29.10.08) dafür drei Gründe:

1. In den genannten Ländern gibt es eine ausgeprägte vorschulische Kultur.
2. In keinem anderen Land gibt es ein derart ausgeprägt gegliedertes Schulsystem, wie es in Deutschland und Österreich existiert.
3. Nirgendwo sonst gibt es ein derart ausgeprägtes Halbschulsystem wie in unseren beiden Ländern. Findet die Bildungsvermittlung über einen ganzen Schultag statt, bleibt die Ausbildung in den Händen der Schule und wird nicht an mehr oder weniger engagierte Eltern abgetreten.

Die bisherigen Erkenntnisse legen nahe, dass vor allem Kinder mit Migrationshintergrund enorme Vorteile von Ganztageschulen haben. Diese bringen zwar nicht automatisch bessere Bildungschancen für diese Klientel, erleichtert allerdings das schulische Fortkommen. Zahlreichen Aussagen und eigene Beobachtungen bestätigen, dass zugewanderte Eltern vielfach nicht gut Deutsch

können und sie ihren Kindern daher bei den Hausübungen keine große Hilfe sein können.

Klar wird in den zahlreichen Gesprächen zum Ausdruck gebracht, dass den meisten Eltern mit Migrationshintergrund die Bedeutung einer guten schulischen Ausbildung durchaus bewusst ist. So finanzieren viele von ihnen Nachhilfe oder zahlen teures Schulgeld für Privatschulen, weil sie hoffen, damit die Bildungschancen ihrer SchülerInnen zu erhöhen. *„Lernt was, nützt die Chance euch Wissen anzueignen, damit es euch einmal besser als uns geht“*, das ist die Botschaft, die viele zugewanderte Eltern ihren Kindern vermitteln. Doch weil die deutsche Grammatik vielfach ein großes Problem für die SchülerInnen mit Migrationshintergrund darstellt, haben sie es besonders schwer, den schulischen Anforderungen zu genügen. Der Schulbehörde sind diese Probleme durchaus bewusst (vgl. bmuk, 3/2008) und sie versucht mit einem muttersprachlichen Zusatzunterricht und vor allem mit dem neuen Konzept der „Mittelschule“ diesem Problem entgegen zu steuern.

Verwunderlich ist, dass kaum die Sprachen der ZuwanderInnen auf den Lehrplan von weiterführenden Schulen kommen. Nach wie vor wird in den meisten höheren Schulen neben Englisch fast ausschließlich Französisch, Spanisch und Italienisch als weitere lebende Fremdsprachen angeboten und nicht etwa Türkisch, Serbisch, Bosnisch, Kroatisch oder Polnisch. Viele österreichische Firmen sind in der Türkei, vor allem aber in den ost- und südosteuropäischen Ländern und weniger in den lateinamerikanischen Staaten wirtschaftlich engagiert, dennoch werden fast ausschließlich die süd- und westeuropäischen Sprachen in den Schulen angeboten. Das große Potenzial der Zweisprachigkeit von SchülerInnen mit Migrationshintergrund mit ihrer nichtdeutschen Muttersprache wird kaum genutzt.

In einer privaten Handelsschule mit besonders hohem Anteil von SchülerInnen mit Migrationshintergrund wird dieses Problem von einigen LehrerInnen erkannt, sie befürworten das Anbieten von Türkisch, Serbisch/Bosnisch und Kroatisch aber bisher konnten sie sich im Lehrkörper nicht durchsetzen, weil die Französisch-, Spanisch- und ItalienischlehrerInnen um Unterrichtseinheiten bangen. Aus einem persönlich nachvollziehbaren Eigeninteresse setzen alteingesessene SprachpädagogInnen alles daran, Türkisch oder slawische Sprachen als Alternative zu den von ihnen angebotenen Fremdsprachen an der Schule zu verhindern.

Diese Probleme werden zum Nachteil der SchülerInnen mit Migrationshintergrund von der Bildungspolitik bisher nicht oder zu wenig berücksichtigt. Fehlende deutsche Sprachkenntnisse behindern den Unterricht, sie erschweren das Leben der überforderten Lehrpersonen enorm. Schulen mit hohem Migrationsanteil müssten demnach mehr Ressourcen und bessere Angebote als andere vergleichbare Schulen erhalten. Gut ausgebildete Migrationskinder sind ein riesiges Potenzial, das allein aus Selbsterhaltungszwecken unserer geburtenarmen Gesellschaft nicht brach liegen gelassen werden darf.

Die „Islamische Fachschule für Soziale Dienste“ erleichtert es den Schülerinnen mit ihrem zielgerichteten Angebot, einen positiven Abschluss zu schaffen, was gut ist. Besser wäre es aber noch, wenn erfolgreiche Schulkarrieren für Migrationskinder in allen öffentlichen Schulen möglich wären. Um dieses Ziel zu erreichen, wird zwar in Volks- und Hauptschulen ein muttersprachlicher Zusatzunterricht angeboten (vgl. bmuk, 1/2008). allerdings gehen sich in vielen Volksschulen nur eine Stunde muttersprachlicher Zusatzunterricht pro Woche aus, was bei weitem zu wenig ist, die bestehenden Defizite zu beheben. Mit Hilfe einer Sprachdiagnostik sollten individuelle Förderprogramme entwickelt und umgesetzt werden. Diese Förderprogramme könnten in Deutsch oder in der Muttersprache durchgeführt werden. Der Spracherwerb ist wesentlich vom Können einer Sprache abhängig. Erst wenn eine Sprache in Wort und Schrift beherrscht wird, lassen sich auf diesem Fundament weitere Sprachen erlernen (vgl. Boeckmann, 1997). Vielen SchülerInnen mit Migrationshintergrund fehlt genau dieser wichtige Sprachsockel, weshalb dieses Defizit während der gesamten Schulausbildung wie ein schwerer Klotz am Bein nachgezogen werden muss. Für fast alle Probleme gibt es Lösungen, die oft erst langwierig erarbeitet werden müssen, für die Lösung der schulischen Probleme von Migrationskindern liegen fertige Konzepte am Tisch und brauchen nur umgesetzt werden.

Die meisten SchülerInnen mit Migrationshintergrund wollen bessere Chancen am Arbeitsmarkt haben und streben daher mehr als SchülerInnen ohne Migrationshintergrund nach möglichst hohen Schulabschlüssen. Das derzeitige Schulsystem kommt ihnen dabei allerdings kaum entgegen. Ihre mitgebrachte Kompetenz der Zweisprachigkeit wird im gegenwärtigen Schulsystem nicht

entsprechend gewürdigt und selbst der Erwerb ihrer lebenden Fremdsprache Deutsch bleibt im gegenwärtigen Halbtagschulsystem hinter den Erwartungen zurück. Hier wird ein wichtiges Potenzial von jungen Menschen nicht genutzt. Dabei wachsen alle Schülerinnen und Schüler in Österreich mit ähnlichen Träumen an eine berufliche Zukunft auf, wie etwa folgende Aussage von Vildon (17) zeigt: *„Nach der Fachschule möchte ich die Matura machen und Archäologie studieren. Seit meiner Kindheit verfolgt mich dieser Wunsch. Ich habe Filme gesehen über Archäologen, über Fundstätten, ich reise gerne und suche gerne. Dieser Beruf trifft genau meine Vorstellungen. Ich habe mich auch schon über Internet schlau gemacht. Meine Mutter will mir diesen Beruf ausreden, sie sagt: Ich soll etwas Anständiges lernen, Lehrer, Medizin, Jus. Sie ist Hausbesorgerin. Mein Vater und mein Onkel aber unterstützen mich darin. Mein Vater ist arbeitslos, er war lange Zeit Gemüsehändler und möchte jetzt in Pension gehen. Er ist schon alt und müde. Er will wieder zurück in die Türkei und dort die Pension verbringen.*

Mein ältester Bruder ist 21 und arbeitet als Helfer auf einer Baustelle, er hat die Schule abgebrochen und die Lehre danach auch. Mein jüngerer Bruder besucht die gleiche Schule wie ich, er will aber nicht die Matura machen.

Ich bin in die Volksschule, danach in die Hauptschule und ins Poly gegangen, dann bin ich in die Islamische Fachschule gekommen, die ich dieses Jahr abschließen werde. Ich möchte die Matura machen, weiß aber noch nicht wie und wo. Mein Vater hat mir schon gesagt, dass er mich unterstützen und meine Ausbildung finanzieren wird. Wenn ich die Matura mache, habe ich gute Möglichkeiten, dann kann ich auch, wenn es wirklich sein muss, etwas anderes studieren als Archäologie. Ich lerne jeden Tag, auch Samstag und Sonntag.

Mein Vater ist in einem Dorf aufgewachsen, es ist ihm wichtig, dass wir etwas lernen und uns gut ausbilden lassen. Er hat diese Möglichkeit nicht gehabt, wir sollen sie nützen, das sagt er immer. Die meisten Eltern wollen nur, dass wir sobald wie möglich arbeiten und Geld verdienen und wir Mädchen sollen schnellstmöglich heiraten. Aber das war früher. Wir wollen das nicht mehr. Wir wollen unabhängig und selbstständig sein. Ich will zum Beispiel Single bleiben, in unserer Familie und in der Verwandtschaft wird darüber der Kopf geschüttelt, aber mein Vater versteht das, der hat nichts dagegen.“

Diese 17-jährige Schülerin hat hohe Ziele. Von Kindheit an schwebt ihr ein außergewöhnlicher Berufswunsch vor, den sie unbedingt erreichen will. Sie ist fleißig, lernt viel, weil sie weiß, dass sie die Matura braucht, um ihr Wunschziel zu erreichen. Die familiäre Unterstützung und der persönliche Ehrgeiz könnten größer nicht sein und dennoch bleibt es ein großes Fragezeichen, ob diese junge optimistische Schülerin ihren Traumberuf jemals realisieren können wird.

6. Gründe für die Wahl eines Lehrberufs

Bisher haben wir uns vor allem mit den unterschiedlichen Motiven für den Besuch einer weiterführenden Schule beschäftigt. Wie aus den Aussagen der 14-jährigen SchülerInnen zum Thema Berufswahl hervorgeht, strebt rund ein Drittel eine Lehre an. Besonders auffallend dabei ist die breite Streuung der Lehrberufe, es gibt kaum drei SchülerInnen in einer Klasse, die ein und denselben Berufswunsch hegen. Fällt die Wahl auf einen Lehrberuf, heißt die erste Adresse häufig die Polytechnische Schule (PTS), wo das verpflichtende 9. Schuljahr abgedient wird, sofern sich der Besuch dieser Schule nicht ohnehin durch die Wiederholung einer Schulstufe erübrigt hat.

Ich hatte Gelegenheit, am Bewerbungstraining von zwei Klassen einer Polytechnischen Schule teilzunehmen und interessante Einzelgespräche mit fast allen SchülerInnen durchzuführen.

6.1. Sonderform Polytechnische Schule (PTS)

Wieder ist es zweckmäßig, sich zunächst einen Überblick über die Berufswahlentscheidungen der 14- bis 15-jährigen SchülerInnen zu machen, ehe auf die unterschiedlichen Motivlagen eingegangen wird. Die SchülerInnen einer PTS mit insgesamt 13 SchülerInnen (die normale Klassengröße ist 16) haben folgende Berufswünsche:

Burschen: Maschinenbautechniker, Autospengler, Koch, Schlosser, Elektriker, Bäcker, Maurer, unklar;

Mädchen: Blumenbinderin, Restaurantkauffrau und später Polizistin, Apothekerassistentin, etwas im Hotel- und Gastgewerbe, Tourismusschule.

Die SchülerInnen einer PTS mit 12 SchülerInnen nennen folgende Berufswünsche: Das einzige Mädchen in der Klasse will Elektroinstallationstechnikerin werden. Die Burschen wollen dies zum größten Teil (8) auch und die übrigen drei wollen Kfz- bzw. Landmaschinen Techniker werden.

In der ersten der beiden Vergleichsklassen gibt es keinen Beruf eines Schülers oder einer Schülerin, der mehr als zweimal genannt wird. In der zweiten Klasse gibt es

eine Konzentration auf zwei Berufe. Dieser große Unterschied hängt mit der Zuteilung der SchülerInnen einer PTS in einzelne Fachbereiche zusammen. Die SchülerInnen der zweiten Klasse haben sich für den Bereich „Metall“ entschieden. Die SchülerInnen der ersten Vergleichsklasse stammen aus einer Schule, die nicht diese Art von Schwerpunktsetzung praktiziert, weshalb dort die Berufswünsche differenzierter sind.

6.2. Motive für einen bestimmten Lehrberuf

Welche Motive stehen hinter den einzelnen Berufswahlentscheidungen der insgesamt 25 SchülerInnen?

Sandrio (15): „Ich möchte Koch werden. Ich koche schon immer gerne. Meine Mutter kann nicht kochen, deswegen erledige ich das zu Hause. Ich habe bereits in einem Hotel geschnuppert, habe mich dort in der Küche nützlich machen können. Ich war beim Suppenkochen dabei, beim Salat und beim Frühstücksbuffet. Es gefiel mir sehr gut, deshalb möchte ich weiter an meinem Berufsziel festhalten.“

Weil sich dieser Jugendliche zu Hause das Kochen selbstständig beibrachte, bereitete er sich so viele Erfolgserlebnisse, dass er daraus einen Beruf machen möchte. Das Schnuppern in einer Großküche bestätigte seine Berufswahl.

Das Schnuppern und die berufspraktischen Tage, die bereits in den 4. Klassen der Hauptschulen in den Unterricht eingebaut sind, haben eine wichtige Funktion. Durch das hautnahe Kennenlernen des möglichen zukünftigen Berufs überlegen es sich die einen wieder anders, die meisten aber fühlen sich durch diese kurzen Praxiseinheiten in ihrer Wahl bestätigt. So meint etwa der 15-jährige Christoph: *„Ich habe in einer Schlosserei geschnuppert und sofort bemerkt, dass das mein Beruf ist. In dieser Arbeit macht man nie das Gleiche. Man arbeitet mal drinnen, mal draußen, es gibt das Schweißen, das Schleifen und das Lackieren und im ersten Lehrjahr bekommt man schon 477 Euro. Wenn ich ein gutes Zeugnis bringe, kann ich dort, wo ich geschnuppert habe, gleich anfangen.“*

Das Schnuppern im künftigen Berufsfeld führt oft zu einer Verfestigung des Berufswunsches, besonders dann, wenn über das Schnuppern bereits ein Lehrplatz gesichert werden kann. Berufspraktische Tage spielen eine große Rolle. Dies bestätigen viele Aussagen:

Stefan (14): *„Ich habe in einer Firma, die Landmaschinen verkauft und repariert die berufspraktischen Tage verbracht. Alles war super. Dieses Jahr haben sie drei Lehrlinge aufgenommen, nächstes Jahr möchte ich einer davon sein.“*

Tizian (15): *„Ich habe in einer Bäckerei geschnuppert und musste schon um 3 Uhr früh aufstehen. Ich habe beim Backen von Brot, Semmeln und Süßspeisen mitgeholfen. In der Backstube riecht es sehr gut, dieser Beruf gefällt mir.“*

Das Schnuppern bringt nicht nur eine Verfestigung des Berufswunsches, sondern auch sein Gegenteil. *„Ich wollte Verkäufer werden, aber nach den Schnuppertagen in einem Supermarkt habe ich erkannt, dass diese Arbeit nichts für mich ist. Jetzt werde ich Maurer, weil der Freund meines Vaters einer ist und er nur das Beste vom Beruf erzählen kann“*, sagt der 16-jährige Harald, der bereits das zweite Mal die PTS besucht.

Das Schnuppern hilft den SchülerInnen, eine realistische Sicht über den künftigen Beruf zu gewinnen. Patricia (15) wollte schon immer in einer Apotheke arbeiten. Nach den Schnuppertagen sieht sie diesen Beruf mit etwas anderen Augen: *„Ich habe gesehen, dass ich in der Apotheke immer das Gleiche machen muss. Ich möchte zwar nach wie vor die Lehre machen, aber soviel ist sicher: Es wird kein Beruf für mein ganzes Leben. Wenn ich die Lehre abgeschlossen habe, kann ich immer noch entscheiden, ob dieser Beruf mein Ding ist.“*

Eine Befragung von Lehrbetrieben bestätigt auch aus der Sicht der ArbeitgeberInnen den besonderen Wert von Schnuppertagen. *„Im Spitzenfeld der Entscheidungskriterien“* wird im Hinblick auf eine Aufnahme von Lehrlingen eine zufrieden stellende Performance der SchülerInnen in den Firmen genannt (vgl. ibw-2004).

Die berufspraktischen Tage üben einen großen Einfluss auf den Grad der Verfestigung eines bestimmten Berufswunsches aus, das erklärt aber immer noch nicht, warum die Jugendlichen einen bestimmten Beruf wählen, wer oder was sie dabei beeinflusst. In den Einzelgesprächen ließen sich diese Fragen gut abklären.

6.3. Familiärer Einfluss

Für Jugendliche, die sich für eine Lehre entschieden haben, stehen folgende Motive im Vordergrund ihrer Berufswahl:

Mario möchte Autospengler werden, weil bereits sein Bruder in der Kfz-Werkstätte arbeitet. Stefan interessiert sich seit seiner Kindheit für den Beruf des Landmaschinentechnikers. Er hat beim nachbarlichen landwirtschaftlichen Betrieb immer mitgeholfen und dabei besondere Kenntnisse erworben. Der Wunsch einer Schülerin Restaurantkauffrau zu werden, kommt daher, weil der Stiefvater dieser Schülerin einen Heurigen besitzt, in dem sie beim Servieren bereits ausgeholfen und Gefallen an dieser Arbeit gefunden hat. Polizistin will eine Schülerin werden, weil sie im Fernsehen die Dokumentation über den Alltag von Streifenpolizisten begeistert mitverfolgt. Ein Schüler will Elektroinstallationstechniker werden, weil der Firmenchef der Freund seines Vaters ist und sich somit eine aufwändige Lehrstellensuche erübrigt.

Die Berufswahl von SchülerInnen einer PTS orientiert sich insgesamt stark an familiären Vorbildern und verwandtschaftlichen Beziehungen. Die Aussage Ludwigs ist dafür ein gutes Beispiel: *„Mein Traumberuf ist immer Kfz-Techniker gewesen, aber mein Onkel hat mir dann gezeigt, wie es ist, als Elektriker zu arbeiten. Er kennt viele Firmen, und so wird es für mich besser sein, wenn ich Elektriker lerne.“*

Handwerklichen Fähigkeiten und das besondere Interesse für einen bestimmten Beruf sowie zusätzlich familiäre Vorbilder stellen eine sehr günstige Kombination dar. Eine auf dieser Basis getroffene Berufswahl lässt sich besonders gut realisieren, was folgende zwei Aussagen dokumentieren:

Markus (15): *„Ich will Kfz-Techniker werden. Mein Vater hat diesen Beruf ausgeübt, von ihm habe ich schon viel gelernt. Ich habe momentan drei Mopeds zu Hause, alle sind kaputt, aber ich kann sie reparieren. Zuerst überprüfe ich alle Teile, wenn einer kaputt ist, bestelle ich diesen über Internet. Wenn diese von der Post gebracht werden, baue ich sie ein und verkaufe die fertigen Mopeds. Mein Vater hilft mir dabei, er hat jetzt Zeit, weil er schon in Pension ist. Ich bin mir sicher, dass mein Vater mit seinen guten Kontakten zu Werkstätten für mich eine Lehrstelle finden wird.“*

Die Kombination handwerkliches Geschick, familiäre Unterstützung und tragfähige Beziehungen sind sehr gute Voraussetzungen für eine bestimmte Berufswahl, was auch die folgende Aussage bestätigt. Die 15-jährige Nina erzählt: *„Ich war schon immer für das Handwerkliche. Ich habe dem Papa und dem Opa beim Reparieren geholfen, ich habe mit angepackt, als wir die Einfahrt pflasterten. Meine Schwester hätte das nie getan, sie hätte Angst gehabt, dass sie sich dabei einen Fingernagel*

bricht. Sie hat deshalb Bürokauffrau gelernt und arbeitet jetzt in Wien in einem Büro. Ich will Elektroinstallationstechnikerin werden. Das Technische liegt mir einfach. Schalterkreise zu bauen, gefällt mir. Ich habe in einem großen Betrieb Schnuppertage machen können und mich gleich für eine Lehrstelle beworben.“

Unter TrainerInnen in Betrieben wird erzählt, dass Frauen in technischen Berufen eine Minderheit darstellen. Wenn aber welche kommen, dann gibt es zwei ausgeprägte Kategorien: Die einen, die überfordert sind und die anderen, die meist besser als die Männer arbeiten. Nina gehört mit ihrem handwerklichen Geschick und ihrer ausgeprägten Vorliebe für alles Technische zur zweit genannten Kategorie. Es fällt insgesamt auf, dass die familiären Einflüsse für die Wahl eines bestimmten Lehrberufs sehr prägend sind. Selbst Mädchen werden vom technischen Verständnis und handwerklichen Zugang zu Alltagsproblemen ihrer männlichen Verwandten angespornt und wagen sich, selten aber doch, in männerdominierte Berufsfelder.

Zum überwiegenden Teil unterstützen die Eltern die Entscheidung der Jugendlichen für einen bestimmten Lehrberuf. Vor allem bei Eltern, die geschieden sind, fällt allerdings auf, dass Väter eher an einer „Karriere mit Lehre“ interessiert sind, während Mütter es eher lieber hätten, wenn ihre Kinder eine höhere Schule besuchen würden. Die Unterhaltszahlungen spielen für diesen auffallenden Unterschied vermutlich eine nicht unwesentliche Rolle.

Die meisten Jugendlichen hoffen, in den Betrieben unterzukommen, wo sie bereits praktiziert haben oder sie bewerben sich bei Firmen, wo ein Verwandter oder eine nahe Verwandte beschäftigt ist und entsprechende Möglichkeiten hat, eine Bewerbung für eine Lehrstelle erfolgreich zu unterstützen. Analog zu diesen Überlegungen fällt es Jugendlichen ohne familiäre Vorbilder und Beziehungen schwerer, bei der Lehrstellensuche erfolgreich zu sein. Vor allem Mädchen mit Migrationshintergrund, deren Mütter keiner Erwerbsarbeit nachgehen, haben Probleme, eine Lehrstelle zu finden. Aus diesem Grund ist insgesamt ihr Interesse für den Besuch von weiterführenden Schulen größer als das von Burschen.

6.4. PTS – ein zweifelhaftes Image

In den PTS werden die 14- bis 15-jährigen SchülerInnen in der Regel gut auf den künftigen Beruf vorbereitet. Dies zeigt sich zum Beispiel daran, dass die

SchülerInnen kaum die umgangssprachliche Berufsbezeichnung „Elektriker“, „Mechaniker“ oder „Apothekergehilfin“ in den Mund nehmen, sondern vom „Elektroinstallationstechniker“, dem „Kfz-Techniker“ und der „Apothekenassistentin“ sprechen. Alle wissen, dass nach Absolvierung dieser Schule der „Ernst des Lebens“ beginnt. In einigen PTS müssen sich die SchülerInnen bereits bei Schuleintritt für einen bestimmten Ausbildungsbereich entscheiden. Sollte sich nach einem Monat herausstellen, dass sie die falsche Wahl getroffen haben, können sie in einen anderen Bereich wechseln. Die meisten SchülerInnen bleiben jedoch bei der getroffenen Wahl, weil sie sich bereits vor Eintritt in die PTS für einen bestimmten Lehrberuf entschieden haben.

In der 4. Klasse Haupt- bzw. Mittelschule haben die meisten SchülerInnen das erste Mal zwei Tage in einer Firma schnuppern können und somit das mögliche künftige Berufsfeld kennen gelernt. Im Polytechnikum haben sie einmal im Herbst und einmal im Frühjahr für je eine Woche die Möglichkeit, ihre zukünftige Arbeitswelt besser kennen zu lernen.

Die PTS verstehen ihr Angebot dahingehend, ihre SchülerInnen bestmöglich auf den neuen Lebensabschnitt vorzubereiten. Es gibt schuleigene Werkstätten, in denen SchülerInnen ihre handwerklichen Fähigkeiten üben können. Der theoretische Unterricht ist auf die Anforderungen der künftigen Berufsschule ausgerichtet.

Die von mir befragten SchülerInnen der PTS sind durchwegs mit ihrer Schulwahl zufrieden. Ich lernte aber auch viele SchülerInnen kennen, die mit dieser Schulform nicht viel anfangen können und den besonderen Nutzen dieser Schule in Frage stellen.

Die Handelschülerin Sabrina (17) erzählt: *„Nach der Hauptschule wollte ich Friseurin werden und ging daher ins Poly. Es war ein Kulturschock. Die Mitschüler waren mir so was von unsympathisch, dass ich es dort nicht ausgehalten habe. Die Poly zu besuchen, empfand ich als persönliche Kränkung. Meine Freundin und ich beschlossen sofort in die Handelsschule zu wechseln, was uns zum Glück gelungen ist. Meine Eltern waren froh über den Wechsel, die konnten sowieso nicht verstehen, warum ich mich nach der 4. Hauptschule für die Poly entschieden habe.“*

Für viele SchülerInnen versprüht die PTS keinen besonderen Charme und wird, so gut es geht, gemieden. Nicht wenige SchülerInnen versuchen, ein Jahr in eine

höhere weiterführende Schule zu gehen, um auf diese Weise das 9. Schuljahr hinter sich zu bringen bevor sie in eine PTS gehen. Eine Schülerin meinte: *„Poly war für mich nie eine Alternative, das ist keine Schule. In Mathe macht man zum Teil den Stoff von der Volksschule. Sie basteln einen Stromkreis und das nennt sich dann praktischer Unterricht.“* Die PTS wird von vielen SchülerInnen als *„Deppenschule“* abqualifiziert.

Die LehrerInnen in der HTL, HAK, HBLA und Handelsschule kennen dieses Problem. Eine Lehrerin, die sowohl in der HAK als auch in der Handelsschule unterrichtet, meint dazu: *„In den ersten Klassen HAK gibt es immer viele Schüler, die gar nicht in diese Schule passen. Dort ist das Unterrichten daher sehr schwierig. Weil die Leistungsniveaus so unterschiedlich sind, gibt es viele Spannungen in den Klassen.“*

Die Poly ist das Problem. Weil die Schüler nicht in diese Schule gehen wollen, kommen sie zu uns in die HAK oder sie gehen in die HBLA, HTL oder in eine andere Fachschule. Vernünftiger wäre es, wenn die Pflichtschulzeit in der Hauptschule abgeschlossen werden könnte, dann müssten die Schüler nicht diese ungeliebte Schulform besuchen. Die Polys verpassen sich momentan zur Imagekorrektur ein berufsorientiertes Profil, dennoch ändert dies nichts an der Tatsache, dass dort eine negative Auslese von Schülern stattfindet, die so verhaltensauffällig sind, dass für sie eine andere Schule kein Thema ist.“

Die HAK-Lehrerin weist hier auf die Dichte verhaltensauffälliger SchülerInnen in den PTS hin. Eine PTS-Lehrerin führt darüber Klage, dass sie und ihre KollegInnen sich in den Klassen zeitweise wie *„Dompteure“* fühlen und bestätigt damit das besonders schwierige Lernumfeld in Polytechnischen Schulen.

Zusätzlich sind die Leistungsniveaus in den Klassen sehr unterschiedlich, was das Unterrichten nicht erleichtert. Neben SchülerInnen, die in ihrer Leistungsfähigkeit sehr eingeschränkt sind, gibt es manchmal auch welche, die in jeder höheren weiterführenden Schule reüssieren können. So lernte ich etwa eine Schülerin aus Serbien kennen, die erst drei Jahre in Österreich lebt und neben ihrer Muttersprache, fließend Englisch, Spanisch, Russisch und zunehmend auch Deutsch sehr gut spricht. Sie las gerade eifrig die Bücher von Dostojewski und Tolstoi auf Deutsch. In die Poly geht sie, um ihre Deutschkenntnisse in Wort und Schrift soweit zu verbessern, dass sie die höhere Fachschule für Tourismus, für die

ihr bereits auf Grund ihrer exzellenten Sprachkenntnisse ein Platz zugesagt wurde, gut bewältigen kann.

Offenbar sind sich die Verantwortlichen des schlechten Images der PTS bewusst, weshalb in letzter Zeit vermehrt Anstrengungen unternommen werden, die Jugendlichen möglichst individuell auf die Arbeitswelt vorzubereiten. Die meist kleinen Schulklassen in diesen Schulen beweisen, dass es sich bei den Polytechnischen Schulen nach wie vor um eine eher ungeliebte Schulform handelt, um die tunlichst ein weiter Bogen gemacht wird.

6.5. Nach der Polytechnischen Schule

In den PTS werden die SchülerInnen auf ihren Beruf vorbereitet. Das Schnuppern in Firmen in den beiden Praxiswochen soll ihnen den Zugang zu einem gewünschten Lehrplatz erleichtern. Dies gelingt vor allem dann, wenn die SchülerInnen in ein entsprechendes soziales Netzwerk eingebunden, persönlich befähigt sind und engagiert zu Werke gehen. SchülerInnen mit Migrationshintergrund und sonstigen sozialen Benachteiligungen haben es schwer, einen von ihnen gewünschten Lehrplatz zu finden. Darüber hinaus gibt es noch weitere äußere Einflüsse, die alle Bemühungen der Jugendlichen einen Ausbildungsplatz zu organisieren, zum Scheitern bringen können, was folgende Ausführungen zeigen:

Unter männlichen Jugendlichen steht nach wie vor der Beruf Kfz-Techniker hoch im Kurs. Nur ein geringer Teil der Schulabgänger schafft es jedoch, einen der begehrten Lehrplätze zu finden. Felix (20): *„Der Mechanikerberuf ist unter uns jungen Männern sehr beliebt. Ich war beim Suchen nach einer Lehrstelle am 120. Platz auf der Warteliste. Die Suche habe ich nach wenigen Wochen aufgegeben und einen Lehrplatz in einer Installateurfirma angenommen.“*

Dieser junge Mann spricht hier einen sehr wichtigen Punkt an, der sich empfindlich auf die Berufswahl auswirkt. Grundsätzlich stehen den Jugendlichen zwar gegenwärtig rund 250 verschiedene Lehrstellen offen, dennoch konzentrieren sich die meisten Jugendlichen auf ein knappes Dutzend Lehrstellen, weil das eingeschränkte Lehrstellenangebot die unterschiedlichen Berufswünsche nur unzureichend abdecken kann. So gibt es zum Beispiel zwar den Lehrberuf des „Bierbrauers und Getränketechnikers“, doch werden in ganz Österreich nur sehr wenige Jugendliche in diesem Beruf ausgebildet. Aus diesem Grund bewarb sich

mein Sohn, der in Wien lebt, sogar in einer Brauerei in Oberösterreich, weil dort die einzige Lehrstelle ausgeschrieben war.

Ein Blick in die Lehrstellenangebote zeigt, dass die meisten Lehrausbildungsplätze in einigen wenigen Berufssparten angeboten werden. Ein Viertel aller Mädchen, die eine Lehrstelle suchen, kommt im Einzelhandel (24,6 Prozent) unter. Friseurin (12,6 Prozent) und Bürokauffrau (12,4 Prozent) decken das zweite Viertel ab und immerhin noch 16,2 Prozent aller Mädchen treten eine Lehrstelle im Hotel- und Gastgewerbe an. Die Burschen verteilen sich insgesamt über mehrere Branchen. An erster Stelle steht hier nach wie vor die Kraftfahrzeugtechnik (8,0 Prozent), gefolgt von Elektroinstallationstechnik (5,7 Prozent), Einzelhandel (5,2 Prozent) und Koch (4,6 Prozent) (vgl. Wirtschaftskammer Österreich, Lehrlingsstatistik Stand 2007). Angebot schafft somit Nachfrage. Weil Felix keinen Lehrplatz als Kfz-Techniker gefunden hat, wechselte er kurz entschlossen zum Beruf des Klima- und Heizungstechnikers.

Neben der oft nicht geplanten Lehre gibt es weitere Hindernisse, die von den Jugendlichen erst beseitigt werden müssen, wollen sie in ihrem Beruf erfolgreich sein. Ein junger Mann erzählt: *„Als Installateurlehrling fühlte ich mich ausgenutzt. Ich habe im ersten Jahr nichts gelernt. Die Ausbildung war schlecht. Keiner zeigte mir was. Ich habe mich gefragt, wie ich unter diesen Umständen den Lehrberuf positiv abschließen kann. Im 2. Lehrjahr habe ich endlich einen vernünftigen Gesellen gefunden, der mir auch was beigebracht hat, da habe ich was gelernt. Aber als ich danach wieder einer anderen Gruppe zugeteilt worden bin, hat es mir gereicht. Wieder habe ich nur den Deppen machen müssen, so habe ich mich entschlossen, die Lehre im 2. Jahr abzubrechen. Ich bin dann zu einer Leihfirma gegangen, über sie habe ich zuerst in einem Lager und danach am Bau schwer geschuftet aber nur 850 Euro auf die Hand bekommen, obwohl ich 42 Stunden die Woche gearbeitet habe. Jetzt mache ich beim bfi die Ausbildung zum Klima und Heizungstechniker, weil ich sonst nur auf schlecht bezahlte und anstrengende Hilfsarbeiten angewiesen bin.“*

Dieser junge Mann hat sich seine Berufskarriere anders vorgestellt. Die Bedeutung einer qualifizierten Berufsausbildung ist ihm durch äußerst belastende Hilfsarbeiten klar geworden, sodass er jetzt die Ausbildung nachholt.

Selbst wenn es Jugendlichen gelingt, einen gewünschten Lehrplatz zu finden, bedeutet das noch lange nicht, dass damit die Berufskarriere gesichert ist. Ein

Jugendlicher, der die Kfz-Lehre versucht hat, erzählt: „Dieser Beruf wird von den meisten Leuten unterschätzt. Da musst du sehr viel lernen. Die meisten Leute stellen sich vor, Mechaniker zu lernen ist super, da kann ich mein Auto aufmotzen und ich kann aus Gebrauchtautos sehr viel bessere machen. Aber ich habe bald gemerkt, dass da viel Wissen dazu gehört. Ich habe dem Theorieunterricht bald nicht mehr folgen können, es war alles sehr kompliziert. Wenn ein Kolben versagt, was heißt das dann genau? Mit solchen Fragen haben wir uns da befasst und komplizierte Berechnungen angestellt. Also habe ich beschlossen, das Fach zu wechseln. Zunächst habe ich eine Zeit lang als Malerhelfer gearbeitet, aber auf Dauer als Hilfsarbeiter zu arbeiten, ist unter meiner Würde. Jetzt mache ich die Ausbildung zum Installateur. Mit 14 oder 15 hat man noch keine Ahnung vom Beruf, das ist zu früh, man hat vielleicht irgendwelche Vorstellungen, aber die Praxis ist ganz anders.“

Die Praxis stellt sich für viele angehende Kfz-Techniker, und nicht nur für sie, oft tatsächlich ganz anders dar. Hamid (22): „Ich möchte Klima- und Heizungstechniker werden. Ich habe die Lehre abbrechen müssen, weil meine Firma verkauft worden ist. Ich war gerade im 1. Lehrjahr als das passiert ist. Danach sind wir alle drei Lehrlinge zur Arbeiterkammer gegangen. Dort wurde uns empfohlen zu klagen, nach einem Jahr habe ich plötzlich 2.700 Euro am Konto gehabt, worüber ich mich sehr gefreut habe.

Ich habe dann als Helfer gearbeitet, ich wollte Geld verdienen, ich war am Bau und habe zusätzlich als Kellner gejobbt. Aber als Helfer kannst du nicht immer arbeiten, das macht dich kaputt. Und so bin ich zum AMS gegangen. Das AMS finanziert jetzt meine Ausbildung zum Klima- und Heizungstechniker.

Meine Ausbildungskarriere ist ansonsten normal verlaufen: Volksschule, Hauptschule, Poly und Lehre. Mein Vater ist Installateur und meine Mutter Hausfrau. Meine Eltern leben schon über 40 Jahre in Österreich, mein älterer Bruder ist noch in der Türkei geboren, ich aber schon in Wien. Ich will nach dieser Ausbildung als Facharbeiter arbeiten, in drei, vier Jahren eine Genossenschaftswohnung kaufen, heiraten, Frau, Kinder, Auto. Das ist alles. Was braucht man mehr im Leben? Ich hätte auch in eine weiterführende Schule gehen können, aber als 14-Jähriger ist man zu deppert dafür, da will man nicht mehr weiter in die Schule gehen, aber eigentlich ist es blöd, wenn man es nicht macht.“

Ähnliche Erfahrungen machen auch Mädchen, die sich vor allem für die Sparten Einzelhandel, Friseurin und Kosmetik, Büro sowie Hotel- und Gastgewerbe auf Grund der Lehrstellenangebotslage erwärmen sollen. Edith (20): *„Ich wollte nicht mehr länger in die Schule gehen als nötig. So habe ich mich nach dem ersten Jahr Sozialfachschule um irgendeine Lehrstelle umgeschaut und da gab es diese Lehrstelle als Einzelhandelskauffrau. Ich habe mich beworben und bin aufgenommen worden. Ich habe dort viel gelernt, es hat mir gefallen. Aber als ich die Lehre fertig hatte, wurde ich in meiner Selbstständigkeit immer mehr eingeschränkt. Ich durfte zum Teil weniger tun als vorher als Lehrling. Ich habe den 1. Lohnzettel bekommen und war schockiert: Es war viel weniger Geld als ich erwartet habe und ich kündigte auf der Stelle. Ich wollte dann Justizwachebeamtin werden, aber es gab keine freien Stellen. Dann habe ich mich in der Krankenpflegeschule beworben und mache jetzt die gleiche Ausbildung wie meine Mutter.“*

Eine andere junge Frau hat den Beruf Einzelhandelskauffrau ebenfalls nicht lange ausgeübt, weil er sich auf Grund der wechselnden Arbeitszeiten mit der Kinderbetreuung nicht vereinbaren ließ.

Angehende Friseurinnen berichten von Erfahrungen, wonach sie während der dreijährigen Ausbildung nicht über das Zusammenkehren und Haare waschen von KundInnen hinausgekommen sind und deshalb diesen Beruf frustriert verlassen haben. Andere erzählen von der großen Unterforderung, die ihnen die Berufsschule bereitete, weshalb sie sich wieder in eine weiterführende Schule setzten.

Solche Erlebnisse führen meist zum Schluss, dass die Berufswahl mit 14, 15 Jahren noch zu früh ist und für viele Jugendliche eine Überforderung darstellt, vor allem dann, wenn in den Schulen keine entsprechende Berufsorientierung vermittelt wird. Praktika im zukünftigen Berufsfeld spielen insgesamt eine sehr wesentliche Rolle. Erst das praktische Tun bestätigt oder widerlegt den Berufswunsch. Das möglichst hautnahe Kennenlernen des zukünftigen Berufes ist dabei altersunabhängig, wie die Ausführungen des 28-jährigen Titus zeigen: *„Ich habe maturiert, ging danach zum Bundesheer und begann wie geplant Veterinärmedizin zu studieren. Mein Opa war Tierarzt gewesen und mein Vater meinte, ich sollte diese Familientradition aufrechterhalten. Schon im zweiten Semester wusste ich, dass mich dieser Beruf nicht interessiert. Ich habe das Aufschnelden der Tiere nicht ausgehalten, das war für mich ekelig. Also habe ich meinem Vater gesagt, dass ich diesen Beruf nicht*

machen kann. Wir haben uns beraten und dann sind wir übereingekommen, dass ich Architektur studieren sollte. Aber nach einem Jahr wusste ich, dass mich auch dieses Studium nicht interessiert. Ich habe dann überlegt, wo meine eigentlichen Interessen liegen und das ist die Elektronik. Ich habe eigene Alarmanlagen konstruiert und gebaut. Jetzt lasse ich mich in Mechatronik ausbilden, nachdem ich bisher als Tankwart gearbeitet habe. Mein Kollege, der diese Arbeit schon zehn Jahre macht, ist Alkoholiker, seine Frau hat ihn verlassen, weil er soviel trinkt. Als Tankwart hatte ich sehr lange Arbeitszeiten, das ist kein Beruf auf Dauer. Da meine Frau jetzt auch eine Arbeit hat, kann ich mir endlich die Umschulung leisten. Am Ende dieser eineinhalbjährigen Ausbildung gibt es ein vierwöchiges Praktikum und da übernehmen uns gleich die meisten Firmen. Dieser Beruf hat Zukunft.“

Diese etwas schwierige Berufskarriere bestätigt eindrucksvoll die besondere Bedeutung erprobter persönlicher Fähigkeiten für eine gelungene Berufswahl. Der junge Mann musste zweimal scheitern, ehe er für sich die richtige Berufswahl treffen konnte. Erst seit er die Berufswahl mit seinen persönlichen Fähigkeiten verknüpft, fühlt er sich auf dem richtigen Weg.

6.6. Zusammenfassende Erkenntnisse

Die Berufswahl von SchülerInnen, die gezielt eine Polytechnische Schule besuchen, ist eindeutig auf einen Lehrberuf ausgerichtet. Die Poly wird besucht, weil sie in keiner höheren Schule oder Fachschule Aufnahme finden und nur über diesen Weg das verpflichtende 9. Schuljahr absolviert werden kann. Die SchülerInnen werden in den PTS so gut wie möglich auf ihren gewünschten Lehrberuf vorbereitet. Neben insgesamt zweimal eine Woche Praktikum in einem Betrieb wird auch der Lehrstoff auf die kommende Berufsschule abgestimmt.

Allerdings haben viele Polytechnischen Schulen den Ruf einer „Deppenschule“, sodass viele Viertklassler mit Lehrberufambitionen lieber ein Jahr eine BHS oder sonstige Schule besuchen, um über diesen Umweg die Schulpflicht absolvieren zu können. Das Resultat dieser Strategie wirkt sich doppelt nachteilig auf die betreffenden Schulen aus: In der PTS finden sich oft nicht die angenehmsten und wissbegierigsten SchülerInnen ein, was dem Lehrpersonal das Unterrichten nicht gerade erleichtert und in den ersten Klassen der BHS gibt es ebenfalls große Konflikte wegen unterschiedlicher Leistungsniveaus.

Wenn es den PTS gelingt, ihre SchülerInnen möglichst praxisorientiert auf die gewünschten Lehrberufe vorzubereiten, trägt das wesentlich zur allgemeinen Zufriedenheit bei. Darin erkennen jedenfalls einige SchülerInnen den Vorteil einer Poly gegenüber einer BHS, wo die Theorie eindeutig überwiegt und daher für sie weniger interessant ist.

Insgesamt ist das Poly auf einen engen, praxisorientierten Schülertypus zugeschnitten. Viele SchülerInnen fühlen sich entweder unter- oder überfordert, sodass trotz vergleichsweise niedriger Klassenschülerzahl der Unterricht zu einem schwierigen Trapezakt wird. Durch die vergleichsweise meisten Praktikumsstunden in Firmen eröffnen sich für SchülerInnen von PTS oft gute Chancen, einen Lehrplatz zu finden.

Viele SchülerInnen verabschieden sich in dieser Phase von Traumberufen und müssen froh sein, eine freie Lehrstelle zu finden. Das Lehrstellenangebot und die guten verwandtschaftlichen Beziehungen zu Betrieben, die Lehrlinge aufnehmen, diktiert die Nachfrage. Die Frage des Lehrstellenangebotes spielt eine besonders große Rolle. Anders ist es nicht zu erklären, warum sich vor allem Mädchen überwiegend in wenigen Lehrberufen wie Einzelhandelskauffrau, Friseurin und Kosmetik, Bürokauffrau und im Hotel- und Gastgewerbe zusammengedrängt sind, obwohl ihre eigentlichen Berufswünsche mit 14 Jahren viel differenzierter sind. Selbst wenn die Jugendlichen auf diese Weise eine Lehrstelle bekommen, ist es längst nicht sicher, dass sie die Berufsausbildung erfolgreich abschließen, da die Qualität der Lehrverhältnisse in den Betrieben sehr unterschiedlich ist.

Bildungspolitisch besteht hier großer Handlungsbedarf. Besser wäre es, wenn die SchülerInnen mit dem Wunsch nach einer Lehrausbildung ihr 9. Schuljahr in der KMS bzw. Hauptschule abschließen könnten, ohne in den ungeliebten PTS -Bereich wechseln zu müssen. Das Angebot der Werkstätten in Polytechnischen Schulen sollte in die besonders vorteilhafte praktisch orientierte Ausbildung im letzten Schuljahr integriert und auch die guten Firmenkontakte für Praktika genutzt werden. Eine weitere Möglichkeit wäre, die Ressourcen der PTS völlig in das Berufsschulsystem zu integrieren.

7. Berufswahl ab 18 Jahren

Die Entscheidung nach der Pflichtschule eine weiterführende Schule zu besuchen oder eine Lehrausbildung zu machen, kann richtig aber auch falsch sein. Ein Scheitern wird dann wahrscheinlicher, wenn die persönlichen Voraussetzungen nicht im ausreichenden Maß vorhanden sind, aber besonders, wenn die äußeren Rahmenbedingungen so widrig sind, dass sie den erfolgreichen Abschluss eines eingeschlagenen Weges vereiteln. Rund 40 Prozent der Angehörigen der zweiten und dritten Generation von ZuwanderInnen brechen eine begonnene Ausbildung früher oder später wieder ab (vgl. Weiss, 2006).

Es ist nicht nur überaus erhellend, sich in dieser Studie mit SchülerInnen zu befassen, die in dieser frühen Lebensphase ihre Entscheidungen für ihre berufliche Zukunft treffen müssen, ebenso aufschlussreich ist es aber, Karrieren zu analysieren, in denen die einmal getroffene Berufswahl revidiert und durch eine neue ersetzt wird. Meist bleibt es im Laufe einer Berufskarriere nicht bei einer einzigen Entscheidung, es müssen aus verschiedenen Gründen wiederholt Berufswahlüberlegungen getroffen werden.

7.1. Gründe für Neuorientierungen

Das Berufsförderungsinstitut (bfi) bietet an verschiedenen Standorten in Wien Schulungen und Kurse an. Diese sind vor allem für Berufstätige interessant, die, aus welchen Gründen immer, entweder keine Berufsausbildung abgeschlossen oder ihren Arbeitsplatz verloren haben und sich deswegen, um bessere Chancen am Arbeitsmarkt zu haben, umschulen lassen. Ich trat in Kontakt mit dieser Erwachsenenbildungseinrichtung, um Antworten auf wichtige Forschungsfragen zu bekommen. Von den SchulungsteilnehmerInnen wollte ich zweierlei in Erfahrung bringen:

1. Welche Ausbildungs- und Berufskarriere haben sie bisher gemacht?
2. Aus welchen Gründen orientieren sie sich am Arbeitsmarkt um bzw. völlig neu?

Im Haus, das mir empfohlen wurde, nehmen rund 800 Erwachsene, 90 Prozent davon sind Männer und 10 Prozent Frauen, an einer Schulungsmaßnahme des

AMS teil. Die hohe Präsenz männlicher Schulungsteilnehmer ist auf das einschlägige Kursangebot im technisch handwerklichen Bereich wie der Metallverarbeitung und Elektrotechnik zurückzuführen. Das Aufsuchen dieses Standortes wurde mir von freundlich gesinnten Kontaktpersonen empfohlen, die persönliche Beziehungen zu Trainerinnen und Trainern in diesem Haus des bfi haben. Die verschiedenen SchulungsleiterInnen hatten ein offenes Ohr für mein Anliegen und sie unterstützten mich nach besten Kräften. So wurden die SchulungsteilnehmerInnen nicht nur bereits Tage vorher von meinem Kommen informiert, sondern ich wurde in den Werkstätten auch persönlich vorgestellt, wobei mir Gelegenheit gegeben wurde, mein Forschungsanliegen vor der versammelten Gruppe kurz zu erläutern. Ich bat um Einzelgespräche, die je nach Örtlichkeit in einer Ecke des Schulungsraumes oder in einem Extraraum stattfanden. Meine GesprächspartnerInnen befanden sich entweder gerade im so genannten „Primärtraining“ oder sie waren bereits in der Grundausbildung. Das „Primärtraining“ ist für diejenigen SchulungsteilnehmerInnen vorgesehen, denen schulische Basiskenntnisse wie etwa ausreichende Deutsch- und Mathematikkenntnisse fehlen, was vor allem auf Erwachsene mit Migrationshintergrund zutrifft. Alle anderen KursteilnehmerInnen beginnen die Schulung sofort mit dem Grundlehrgang. Wird dieser erfolgreich bewältigt, können die Erwachsenen eine von ihnen gewählte Fachausbildung absolvieren und diese nach 18 Monaten hoffentlich erfolgreich abschließen. Ein Schulungsteilnehmer meinte dazu: *„So schnell kannst du sonst nirgends einen Beruf erlernen.“* Im bfi habe ich mit insgesamt 43 KursteilnehmerInnen mehr oder weniger lange Einzelgespräche führen können. Der älteste Gesprächspartner gab sein Alter mit 43 Jahren an, der Jüngste war gerade 18. Die meisten SchulungsteilnehmerInnen sind zwischen 20 und 30 Jahre alt. Auf Grund der bisherigen Erkenntnisse haben sich die allermeisten Jugendlichen mit 14, 15 Jahren für einen bestimmten Beruf oder eine bestimmte Ausbildung entschieden. Allerdings handelt es sich dabei oft um Berufsziele, die sich nicht realisieren lassen, weil die Ziele entweder zu hochgesteckt sind oder weil sie im gewünschten Bereich keinen entsprechenden Lehr- bzw. Ausbildungsplatz finden. Bevor ich das bfi besuchte, nahm ich an, dort vor allem von gescheiterten Ausbildungs- und Berufskarrieren zu hören und wurde dabei, soviel sei bereits vorweggenommen, nicht enttäuscht. Allerdings – und das ist überraschend – scheitern die meisten SchulungsteilnehmerInnen nicht aus persönlichen Gründen,

sondern an Umständen, die außerhalb ihres persönlichen Einflusses liegen. Die folgenden Aussagen vermögen diese Einschätzung sehr gut zu bestätigen.

Sergey (32): „Meine Schulausbildung war ganz normal. Nach der Volksschule bin ich in die Hauptschule gegangen, im Abschlusszeugnis hatte ich keinen 4er. Danach bin ich ein Jahr in die HAK gegangen, dort hätte ich halt lernen müssen, aber mit 15 hat man andere Interessen.

Mein Opa stammt aus Serbien, er ist 1964 nach Österreich gekommen, er war Maschinist. Mein Vater ist später wie mein Opa Mechaniker geworden. Das Reparieren von Autos hat mich nie richtig interessiert. Ich hatte genug davon. Immer sind Autos bei uns im Hof gestanden, mein Vater hat sie repariert und ich musste ihm helfen. So habe ich das praktische Arbeiten gelernt. Die Elektrobranche hat mich schon immer mehr interessiert. Ich habe alte Radios zerlegt, ich wollte genau wissen, wie das funktioniert, aber dennoch bin ich nach der Hauptschule in die HAK gegangen. Mein Vater hat gemeint, dass die HAK ein Blödsinn für mich ist. Er sagte immer zu mir: „Du bist ein Praktiker. Du taugst nicht für die Schule.“

Nach einem Jahr in der HAK habe ich bei einem Elektriker als Lehrling angefangen. Ich wurde einem Gesellen zugeteilt, aber dieser hat mir nichts beigebracht. Ich habe ihm aber immer genau zugeschaut und es dann selbst ausprobiert. Nur so kann man was lernen. So war mein Berufseinstieg.

Die Lehre habe ich nicht fertig machen können, obwohl ich alles kann, das hat folgenden Grund: Während meiner Lehrzeit hatte ich einen Unfall, ich war deswegen länger im Krankenstand und mein Chef hat mich entlassen. Ich bin daraufhin zur Arbeiterkammer gegangen, die mir geholfen hat. Der Chef musste 13.000 Schilling nachzahlen. Nach dem Krankenstand habe ich eine neue Lehrstelle gefunden und konnte so meine Berufsausbildung fortsetzen, es fehlte nur noch die Prüfung. Den praktischen Teil habe ich ohne Probleme bestanden, aber beim theoretischen Teil bin ich durchgefallen, weil in der Prüfungskommission mein Ex- Chef gesessen ist und sich auf diese Weise an mir gerächt hat. Er hat mich über Schutzmaßnahmen gefragt, das ist so ein dickes Buch, da kannst du nicht alles wissen. Ich habe später immer wieder Versuche unternommen, um den Lehrabschluss zu schaffen, aber ich habe mich neben der Arbeit nicht dazu motivieren können, die Kurse zu besuchen, private Probleme sind dann auch noch dazugekommen. Ich habe auf Baustellen gearbeitet, habe viele Gegensprechanlagen in den neuen Wohnbauten montiert.

Dann arbeitete ich einige Jahre in einem Theater als Elektriker, wo ich allein für 920 Steckdosen zuständig gewesen bin. Später bin ich zu den Wiener Linien gegangen und habe dort in der Werkstätte gearbeitet. Aber ich bin dort total vergammelt, ich wollte nicht länger bleiben und habe gekündigt. Jetzt bin ich endlich im richtigen Kurs. Ich übernehme nach wie vor neben der Ausbildung private Aufträge, weil ich als Alleinerzieher nur vom Schulungsgeld nicht leben kann. Ich kenne viele Firmen, wo ich nach der Ausbildung anfangen kann. Ich will nicht mehr als Facharbeiter arbeiten und nur den Helferlohn bekommen, nur weil ich keinen Lehrbrief habe. Ich will als Facharbeiter bezahlt werden. Das geht nur, wenn ich diese Ausbildung hier abschlieÙe und das werde ich auch, da bin ich mir ganz sicher.“

In dieser Aussage sind mehrere Aspekte enthalten, die eine Berufswahl beeinflussen. Es gibt zum einen das Vorbild der Eltern. Der Vater Sergeys erlernte noch den gleichen Beruf wie Opa. Sergey selber wollte zwar nichts mit Autos zu tun haben, übernahm aber immerhin den praktischen Zugang zur Arbeit. „*Du bist ein Praktiker. Du taugst nicht für die Schule*“, sagt Sergeys Vater und unterstreicht damit den geringen Wert einer Schulbildung im Vergleich zum hohen Wert einer praktischen Arbeit. Vor diesem familiären Hintergrund ist es nicht verwunderlich, warum Sergey in der HAK nicht viel gelernt hat.

Nach dem einen Jahr in der HAK fällt Sergey die Berufswahl nicht schwer, er findet eine Lehrstelle in einem Elektrobetrieb. Ohne Unfall und Krankenstand hätte er höchstwahrscheinlich den Lehrabschluss problemlos schaffen können. Sergey kann anpacken, stellt sich gut an und findet immer wieder eine Arbeit, die allerdings nur als Hilfsarbeit honoriert wird. Je älter Sergey wird, desto mehr ärgert er sich über die Diskrepanz zwischen Bezahlung und Arbeitsleistung. Den Lehrabschluss zögert er immer weiter hinaus, bis er endlich mit 32 Jahren erkennt, dass es klug ist, diesen jetzt und nicht später zu machen. Sergey hat gute Kontakte zu Betrieben, er muss sich keine Sorgen, um seine berufliche Zukunft machen. Die Trainer bescheinigen ihm großes handwerkliches Geschick. Mit seiner hohen Motivation wird er diesmal aller Voraussicht nach den theoretischen Teil der Prüfung schaffen und mit 32 Jahren das Versäumnis aus seinen Jugendjahren ausgebügelt haben.

Eine schlechte Schul- und Berufsausbildung ist keine gute Voraussetzung für eine erfolgreiche Berufskarriere. Davon erzählt der folgende Karriereverlauf:

Karol (39): „Ich bin seit 14 Jahren in Österreich und komme aus Tschechien. Zuletzt habe ich beim Trockenbau gearbeitet. Ich musste ins Spital gehen, eine

Knieoperation machen, weil meine Gelenke kaputt sind. „Kranke Leute brauch man“, hat der Chef gesagt und mir die Kündigung gegeben. Nach dem Spital bin ich zum AMS und von dort kam ich zu diesem Kurs. Hier absolviere ich jetzt die Ausbildung für Gas-, Wasser und Heizungstechniker und später mache ich noch Klimatechnik. Ich habe einen Kollegen, der eine Firma hat, mit ihm habe ich vereinbart, bei ihm anzufangen, sobald ich die Ausbildung fertig habe. Als ich mit einer Brigade vor 14 Jahren nach Österreich gekommen bin, lernte ich einen Chef kennen, der mich in seiner Firma beschäftigt hat. Es war eine Autobatteriefirma. Nach vier Jahren ging mein Chef in Pension und ich habe den Job verloren. Danach war ich immer auf Baustellen tätig. Es ist oft Schwerarbeit, deshalb sind meine Gelenke jetzt auch kaputt. Mit 50 halte ich diese Arbeit nicht mehr aus, deshalb mache ich jetzt die Ausbildung, weil ich es sonst sicher nicht bis zur Pension schaffe. Ohne Ausbildung bleibe ich Helfer auf ewig. Mein Vater ist schuld, dass ich nichts gelernt habe. Er hat mir versprochen, dass er sich rechtzeitig für mich um eine Lehrstelle als Elektriker kümmern wird, so wie er es bei meinen Brüdern getan hat. Aber er hat sich Zeit gelassen und als er dann endlich etwas unternommen hat, hat es keine freie Lehrstelle als Elektriker mehr gegeben und ich musste Einzelhandelskaufmann werden. Ich habe diesen Beruf lernen müssen, obwohl das ein kompletter Blödsinn war. Da lernt man zum Beispiel wie dick und wie dünn die Wurstscheibe geschnitten werden soll, obwohl das ohnehin von den Kunden abhängt. So blöd sind die dort gewesen. Ich habe zwar die Lehre gemacht aber keine Prüfung, weil ich nicht eingesehen habe, dass man so einen Blödsinn lernen soll.“

Eine aufgezwungene Berufswahl führt hier zu einer baldigen Beendigung des ungeliebten Berufes und damit zu einer kräfteraubenden und gelenksschädigenden Karriere als Hilfsarbeiter, sodass sich dieser Arbeiter mit 39 Jahren gezwungen sieht, eine längst fällige Facharbeiterausbildung nachzuholen. Eine Berufswahl, die auf keiner freien Entscheidung beruht, führt leicht in eine berufliche Sackgasse.

In den Umschulungskursen traf ich auch einige Frauen an, sie haben sich ursprünglich ebenfalls ihre Berufskarriere ganz anders vorgestellt. Die aus Ungarn stammende Ella (32) erzählt: *„In Ungarn habe ich in einer Schokoladefabrik gearbeitet. Da hatte ich schon mit Maschinen zu tun. In Österreich habe ich wieder in einer Fabrik gearbeitet. Ich war drei Jahre beschäftigt, als ich die Kündigung*

bekommen habe. Die haben das dort mit allen Leuten so gemacht. Nach drei Jahren sind alle gekündigt worden und wenn wir wollten, konnten wir gleich wieder anfangen, aber zu einem niedrigeren Gehalt. Ich hatte schon 1.200 Euro verdient und danach sollte ich wieder mit 700 Euro anfangen, das wollte ich nicht.“

Von der einzelnen Arbeitnehmerin nicht beeinflussbare Veränderungen der Arbeitsbedingungen führen hier zu einem ungeplanten vorzeitigem Ende eines Arbeitsverhältnisses, welches unter anderen fairen Bedingungen ohne Probleme aufrechterhalten hätte werden können. Mit einer entsprechenden Ausbildung will diese Frau weniger abhängig im Bezug auf solche Willkür in Betrieben werden. Einen ähnlichen Grund, sich nachträglich durch eine anerkannte Facharbeiterausbildung besser zu schützen, nennt Daniel (28). Der aus dem Sudan zugewanderte gut ausgebildete junge Mann hat nach seiner Anerkennung als Flüchtling über eine Personalleasingfirma relativ rasch eine niedrig bezahlte Lagerarbeit in einer Textilkette gefunden. Dort hat er seinen Job fünf Jahre lang zu aller Zufriedenheit sehr gut ausgeführt. Dieser Arbeitnehmer hätte diese Tätigkeit in dieser Firma weiter fortgesetzt, wenn ihm nicht im Gegensatz zu seinen KollegInnen regelmäßig eine Jahresprämie von 300 Euro vorenthalten und ein beruflicher Aufstieg verweigert worden wäre. Da er trotz wiederholtem Hinweis auf seine Ungleichbehandlung bei seinem Vorgesetzten auf taube Ohren stieß, entschloss er sich zu kündigen und eine Ausbildung zum Spannungstechniker zu beginnen, weil er in diesem Beruf auf seine Vorkenntnisse zurückgreifen kann und sich gute Arbeitsmöglichkeiten erhofft.

Abschließend berichtet eine knapp 30-jährige Frau von ihrer bisherigen Berufskarriere, die sie sich als Jugendliche auch ganz anders vorgestellt hat. *„Ich wollte Verkäuferin werden, weil ich aber keine Lehrstelle finden konnte, habe ich eben Großhandelskauffrau gelernt. Nach Abschluss der Lehre wollte ich nicht in dieser Sparte bleiben. Damals interessierte mich die Fotografie und ich wollte Fotografin werden, konnte aber keine Arbeit in diesem Bereich finden. Ich machte dann den Führerschein, wodurch mein Interesse an Autos erwacht ist. Ich wollte unbedingt in die Autobranche. Das will ich auch heute noch, deswegen mache ich hier die Ausbildung für Mechatronik. Ich möchte für mein Leben gerne Autos reparieren, sie verkaufen und wenn es auch nur Autoersatzteile sind, ist mir das recht.“*

Ich habe mich schon oft bei Firmen vorgestellt, aber leider wurde ich immer wieder abgewiesen. Die Autos spielen zwar heute alle technischen Stückerln, aber was die Einstellung der Männer in dieser Branche anlangt, leben die noch in den 50er Jahren. Ich habe deswegen keine Stelle bekommen, weil sie mir sagten: „Das ist nichts für ein Frau.“ „Wir nehmen keine Frau.“ Das hört man da immer. Einer meinte, dass das Autoverkaufen Männersache sei. Er sagte: „Zu uns kommen 50-jährige Männer als Kunden, die wollen sicher kein Auto von einer Frau kaufen, das ist völlig ausgeschlossen.“ Solche Argumente habe ich da gehört. Einmal habe ich ein Inserat in der Zeitung gelesen, habe mich sofort gemeldet und mich vorgestellt. Wieder habe ich die schon bekannte Ausrede gehört, dass in dieser Firma keine Frauen aufgenommen werden. Während des Vorstellungsgesprächs habe ich erkannt, dass sie mich ohnehin nicht nehmen werden und ich habe ihnen frech gesagt: „Soll ich mir deswegen einen Schwanz wachsen lassen?“

Manche Firmen finden es nicht einmal der Mühe wert, auf eine Bewerbung zu reagieren und meinen: „Wir können uns nicht bei jeden melden.“

Ich fühle mich gekränkt, ich bin deprimiert, ich liege bis zu Mittag im Bett, dann schreibe ich eine Bewerbung oder gehe mich vorstellen. Die Tage sind öd und dunkel, ich habe keine Freude am Leben, weil ich nirgends aufgenommen werde. Ich weiß nicht mehr, für wen ich mich noch herrichten soll, es wird eh wieder eine Absage. Jetzt hoffe ich, dass ich bessere Chancen habe, wenn ich hier diese Ausbildung mache.

Nach der Hauptschule habe ich eineinhalb Jahre die HBLA gemacht. Ich bereue es heute sehr, dass ich nicht durchgehalten habe. Ich bin jetzt 29 und habe keine ordentliche Ausbildung. Ohne Zeugnisse aber geht nichts, da hast du keine Chance. Jetzt war ich ein ganzes Jahr arbeitslos. Ich bin mit meinem Lebenslauf zu vielen Firmen gegangen, aber je länger du arbeitslos bist, desto schwieriger wird es. Ich habe beim AMS gebettelt, dass sie mich nicht wieder in ein Jobcoaching stecken, sondern mir eine Ausbildung zahlen. Zum Glück hat das jetzt funktioniert. In der Schule sollte mehr Wert auf eine Berufsfindung gelegt werden, ich habe mit 14 einen Neigungstest gemacht und da ist Tiergarten, Zoologie und Arbeit in der Natur herausgekommen, aber wenn du Zoologie studierst, dann gibt es ja nicht viele Berufsmöglichkeiten.

Ich habe zwei Autos, diese pflege ich und es wäre auch einiges zu machen, aber ich habe kein Geld. Die Autos stehen in einer Garage in Niederösterreich, da zahle ich

nur 30 € pro Monat, in Wien müsste ich das Vierfache zahlen. Ich finde es traurig, dass die persönlichen Kenntnisse nichts zählen, es zählen nur Zeugnisse, obwohl die nichts über die wirklichen Fähigkeiten aussagen.“

Zuerst wurde die Schule abgebrochen und aus der Not heraus ein ungeliebter Lehrberuf absolviert. Danach wird dieser Frau ihr großes Interesse für einen männerdominierten Beruf zum Verhängnis. Sie findet in ihrem Traumberuf keine Arbeit und ist deshalb schon ganz depressiv.

Mit diesem bewegenden Beispiel einer missglückten Berufskarriere schließt sich der Kreis. Ohne Ausbildung ist es äußerst schwierig, eine erfolgreiche Berufslaufbahn zustande zu bringen. Innere und äußere Einflussfaktoren vereiteln hier ein zufriedenstellendes Berufsleben. Das technische Interesse für Autos allein ist zu wenig, wenn die Berufswahl nicht zusätzlich flexibel gehandhabt wird. Gegen große äußere Widerstände anzukämpfen, macht mit der Zeit müde. Eine Qualifizierungsmaßnahme für einen Job in der Autoindustrie in einer Zeit zu beginnen, wo es dieser Branche nicht besonders gut geht, wird höchstwahrscheinlich auch nicht viel bringen. Innere wie äußere Hürden kosten viel Energie, deren Beseitigung den einzelnen Personen ohne Unterstützung zu überlassen, stellt vor allem für sozial benachteiligte Menschen eine große Überforderung dar.

7.2. Zusammenfassende Erkenntnisse

In den Gesprächen mit TeilnehmerInnen von Schulungsmaßnahmen des AMS findet sich ein gemeinsamer Nenner. Fast alle Beteiligten weisen keine abgeschlossene Berufsausbildung vor beziehungsweise arbeiten sie aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr im erlernten Beruf. Die meisten GesprächspartnerInnen übten vor ihrer Umschulung unqualifizierte Tätigkeiten aus und mussten dabei schlechte Erfahrungen machen. In den Berichten spiegelt sich die Härte des derzeitigen Arbeitslebens wider. Die SchulungsteilnehmerInnen erzählen von kollektiven Kündigungen mit der Option, zu niedrigeren Löhnen erneut eine Anstellung zu finden. Andere ruinieren binnen zwei Jahrzehnten harter Hilfsarbeit nachhaltig ihre Gesundheit.

Der Großteil der Schülerinnen und Schüler von heute weiß über die Nachteile einer niedrigen beruflichen Qualifikation Bescheid, weswegen sie möglichst hohe

Schulabschlüsse anstreben. Eine Hilfsarbeit steht bei ihnen jedenfalls nicht auf dem Wunschzettel, weil sie die damit verbundenen Konsequenzen erahnen.

Ohne Berufsausbildung gibt es keine sichere berufliche Zukunft, was bleibt, sind benachteiligte Arbeitsplätze mit schlechten Arbeitsbedingungen etwa in Leihfirmen.

Die SchulungsteilnehmerInnen erzählen von groben Ungerechtigkeiten, Arbeitsrechtsverletzungen und persönlichen Kränkungen. Sie fühlen sich ausgenutzt, nicht ernst genommen und fast immer zu wenig anerkannt. Weder gibt es für sie innerbetriebliche Aufstiegsmöglichkeiten noch haben sie die Möglichkeit, über Verhandlungen ihre Situation nachhaltig zu verbessern. Den unqualifizierten ArbeitnehmerInnen wird signalisiert, dass sie jederzeit austauschbar sind.

Die Entscheidung, eine neue Berufsausbildung zu machen, ist überwiegend auf die bereits gemachten Erfahrungen in der Arbeitswelt zurückzuführen. Es werden abgebrochene Berufsausbildungen abgeschlossen oder Umschulungen für zum Teil neue Arbeitsbereiche in Kauf genommen, um bessere Arbeitsbedingungen und neue Perspektiven zu erlangen, die zuvor aus unterschiedlichen Gründen abhanden gekommen sind.

8. Zusammenfassende Ergebnisse

Diese Studie über die Motive für die Berufswahl von SchülerInnen zeigt eine bunte Palette von Motivlagen. Am Ende dieser Forschungsarbeit kann auf wichtige Basisregeln des Verhaltens hingewiesen werden, die für eine bestimmte Berufswahl entscheidend sind. Von Beginn an stellte es sich als sinnvoll heraus, die Berufswahl nicht isoliert als Momentaufnahme zu betrachten, sondern als langen Entscheidungsprozess zu begreifen, der sowohl an sich ändernde persönliche Befindlichkeiten als auch an unterschiedliche äußere Einflüsse angepasst wird. Die Berufswahl findet auf einer persönlich-individuellen und auf einer soziokulturellen Ebene statt. Beide Ebenen stehen in einem wechselseitigen Austausch und bedingen einander.

Die persönlich-individuelle Motivationslage umfasst die besonderen individuellen Fähigkeiten von einzelnen Menschen, die innerhalb einer Familie unter Geschwistern und erst recht außerfamiliär unter Jugendlichen sehr unterschiedlich sind. Deutlich weisen die völlig verschiedenen Berufswünsche der 14-Jährigen auf dieses Phänomen hin. Die größte Einigkeit in diesem Alter besteht in der Wahl, eine weiterführende höhere Schule zu besuchen, fast alle aber wollen dies aus ganz unterschiedlichen Motiven.

Persönliche Fähigkeiten zu erkennen und die persönlichen Schwächen und Stärken mit der richtigen Berufswahl zu kombinieren, stellt mit 14 Jahren für viele Jugendliche eine Überforderung dar. In diesem Alter nimmt der verträumte Blick auf eine steile Berufskarriere oft einen noch größeren Anteil ein, als er bei einer realistischen Sicht der Dinge zuträglich erscheint. Nicht wenige Jugendliche bemühen das Sprichwort, wonach ein fester Glaube Berge versetzen kann und halten an realitätsfernen Berufszielen fest. Selbst die Lehrerinnen und Lehrer können sie kaum davon abhalten, obwohl die Leistungsbeurteilung oft in eine deutlich andere Richtung weist.

Der persönliche Anteil an einer Berufswahl umfasst so wichtige Fähigkeiten wie Lernfähigkeit, Lernbereitschaft, ein entsprechendes Geschick plus Flexibilität. Letztere ist oft notwendig, weil meist trotz klarer Berufswahlvorgabe Umwege genommen werden müssen, um das Ziel zu erreichen. Eine gewisse Flexibilität erleichtert es, neue Ziele ins Auge zu fassen. Äußerst wichtig bei der Berufswahl ist eine gute familiäre Unterstützung (siehe Kapitel 2).

Neben einer persönlich-individuellen Ebene müssen vor allem soziokulturelle Einflüsse für eine Berufswahl geltend gemacht werden, wofür es klare Zusammenhänge gibt. Besonders stark wirkt sich der soziale Hintergrund auf die Berufswahl aus. So sind sich SchülerInnen mit akademischem Familienhintergrund über ihre beruflichen Pläne im Vergleich zu SchülerInnen mit Migrationshintergrund äußerst sicher und formulieren über das Nahziel Matura hinaus meist konkrete, akademische Berufsziele. Die Perspektivenplanung der SchülerInnen mit Migrationshintergrund geht hingegen oft über das Ziel Matura nicht hinaus. Danach steht vorwiegend ein unbestimmtes Arbeitsverhältnis im Vordergrund der Überlegungen, nicht etwa ein Fach- oder Hochschulstudium.

Selbst das Organisieren von Ferienjobs bereitet der benachteiligten Gruppe von SchülerInnen mit Migrationshintergrund Probleme. Die unterschiedlich starke soziale Vernetzung der SchülerInnen spielt dabei eine bedeutende Rolle.

SchülerInnen mit Migrationshintergrund treten verunsichert bei Bewerbungsgesprächen auf, sie präsentieren sich schlechter als SchülerInnen aus akademischen Haushalten. SchülerInnen mit Migrationshintergrund streben kaum Toppositionen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft an, die anderen hingegen überwiegend (siehe Kapitel 3).

Mit 14 Jahren haben viele SchülerInnen noch Träume. Die Berufsziele liegen zum großen Teil weit von jeder Realisierungsmöglichkeit entfernt. In Schulen, in denen das Thema „Berufsorientierung“ engagiert unterrichtet wird, lassen sich allerdings bei 14-jährigen SchülerInnen erkennbar realistischere Berufsentscheidungen erkennen.

Die erste Wahl aller 14-Jährigen ist es, eine weiterführende mittlere oder höhere Schule zu besuchen. Dieses Ziel wird eng mit den dadurch besseren Chancen am Arbeitsmarkt verknüpft. SchülerInnen mit Migrationshintergrund streben dieses hohe Ziel mehr als SchülerInnen ohne Migrationshintergrund an. Mit der Matura hoffen sie, ihre Benachteiligung bei öffentlichen Stellenausschreibungen wettmachen zu können. Einige Berufskarrieren weisen darauf hin, dass dieses Kalkül tatsächlich aufgeht.

Haben die SchülerInnen selbst kein besonderes Interesse an einer Verlängerung des Schulbesuchs sind es oft die Eltern, die wünschen, dass ihre Kinder die Schulausbildung möglichst gut nutzen. Eltern wollen dies, wenn sie selbst die

Matura abgeschlossen haben, aber auch dann, wenn sie selber keine Matura haben. Eltern mit unqualifizierten oder wenig qualifizierten Beschäftigungen wollen ihren Kindern durch eine möglichst gute Ausbildung schlechte Arbeitserfahrungen ersparen und ihnen bessere Chancen im Leben einräumen (siehe Kapitel 4).

SchülerInnen mit Migrationshintergrund verhalten sich auf den ersten Blick widersprüchlich bezüglich der Berufswahl. Obwohl viele von ihnen in den mittleren und höheren Schulen den Anforderungen kaum entsprechen, halten die meisten von ihnen unbeirrt am Ziel Matura fest. Wenn sie es über eine BHS, ihren Lieblingsschultyp, nicht schaffen, versuchen sie es über eine mittlere Fachschule mit anschließendem Aufbaulehrgang oder mit einer Berufsreifeprüfung.

Dieses widersprüchliche Verhalten löst sich jedoch mit ihrer durchaus realistischen Sicht auf den Arbeitsmarkt auf. SchülerInnen mit Migrationshintergrund müssen, um sich im Bewerbungsprozess durchsetzen zu können, nicht nur gleich gut, sondern besser sein. Dieses Phänomen der besseren Qualifizierung sozial benachteiligter Gruppen wurde wiederholt in der feministischen Literatur beschrieben (vgl. Bernard/Schlaffer, 1989).

Eltern haben insgesamt ein großes Interesse, dass ihre Kinder einen möglichst hohen Schulabschluss schaffen. Eltern mit Migrationshintergrund fällt dabei das österreichische Schulsystem auf den Kopf, das mehr oder weniger von einem Halbtagschulkonzept ausgeht, bei dem den Eltern eine wichtige Rolle bei der schulischen Betreuung und Unterstützung ihrer Kinder zukommt. Eltern mit Migrationshintergrund haben meist nicht genügend Ressourcen, um ihre Kinder bei Hausübungen zu unterstützen und auf Schularbeiten gut vorzubereiten. Als Ausgleich werden vermehrt professionelle Nachhilfestunden finanziert.

Die soziologische Theorie, wonach sich die Berufswahl vorwiegend an der Kosten-Nutzen Überlegung orientiert, bestätigt sich nur im Bezug auf eine Momentaufnahme der Berufswahl. Sobald es um die konkrete Umsetzung des aus Kosten-Nutzen Überlegungen entstandenen Berufswunsches geht, tritt notgedrungen ein pragmatisches Handeln in den Vordergrund.

SchülerInnen mit Migrationshintergrund streben oft Berufe an, die sich kaum verwirklichen lassen, weil sich für sie schier unüberwindbare strukturelle Hindernisse aufbauen. Sie müssen daher lernen, wie es eine Lehrerin ausdrückt, „kleinere Brötchen zu backen.“ Äußere Einflussfaktoren behindern mit großer Vehemenz die

individuelle Berufswahl. Die österreichische Bildungspolitik schafft insgesamt ungünstige Bedingungen für die Realisierung von Berufswünschen benachteiligter Bevölkerungsgruppen (siehe Kapitel 5).

Ein Lehrberuf wird von rund einem Drittel aller PflichtschulabgängerInnen angestrebt, weniger davon absolvieren aber deswegen eine Polytechnische Schule, die ein schlechtes Image hat. Viele Viertklassler mit Lehrberufambitionen besuchen lieber ein Jahr eine BHS oder sonstige Schule, ehe sie sich in eine Poly setzen. In der möglichst praxisorientierten Vorbereitung auf den künftigen Lehrberuf sehen jedoch viele PTS-SchülerInnen einen Vorteil gegenüber einer BHS oder einer anderen Schule.

Insgesamt ist die Polytechnische Schule auf einen engen, praxisorientierten SchülerInnentypus zugeschnitten. Viele SchülerInnen fühlen sich entweder unter- oder überfordert, sodass trotz vergleichsweise niedriger Klassenschülerzahl der Unterricht zu einem schwierigen Trapezakt wird. Durch die relativ vielen Praktikumsstunden in Firmen eröffnen sich für SchülerInnen von PTS, auch unter kräftiger Mithilfe des Lehrpersonals, oft gute Chancen, einen Lehrplatz zu finden. Viele SchülerInnen verabschieden sich in dieser Phase von Traumberufen und müssen froh sein, eine freie Lehrstelle zu finden. Das Lehrstellenangebot und gute Beziehungen zu Betrieben, die Lehrlinge aufnehmen, diktieren die Nachfrage. Das vorhandene Lehrstellenangebot spielt eine besonders große Rolle. Anders ist es nicht zu erklären, warum vor allem Mädchen überwiegend in wenigen Lehrberufen wie Einzelhandelskauffrau, Bürokauffrau, Friseurin und Kosmetik und im Hotel- und Gastgewerbe gedrängt sind, obwohl ihre eigentlichen Berufswünsche mit 14 Jahren noch viel differenzierter sind.

Selbst wenn Jugendliche eine Lehrstelle bekommen, ist es längst nicht sicher, dass sie die Berufsausbildung erfolgreich abschließen, da die Qualität der Lehrverhältnisse in den Betrieben sehr unterschiedlich ist.

Bildungspolitisch besteht hier großer Handlungsbedarf. Besser wäre es, wenn die SchülerInnen mit dem Wunsch nach einer Lehrausbildung ihr 9. Schuljahr in der gewohnten Umgebung einer KMS bzw. Hauptschule abschließen könnten, ohne in den ungeliebten PTS-Bereich wechseln zu müssen (siehe Kapitel 6).

Ab 18 Jahren ist der Entscheidungsprozess der Berufswahl noch nicht abgeschlossen. Diejenigen, die sich für ein Studium entscheiden, müssen erst einen Platz sowie Gefallen am Studium und schließlich eine entsprechende Beschäftigung finden. Nicht wenige ausgebildete Lehrlinge aber auch SchülerInnen sowie StudentInnen müssen sich früher oder später neu orientieren.

Gespräche mit TeilnehmerInnen von Schulungsmaßnahmen des AMS haben alle einen gemeinsamen Nenner. Fast alle Beteiligten weisen keine abgeschlossene Berufsausbildung vor beziehungsweise arbeiten aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr im erlernten Beruf. Die meisten GesprächspartnerInnen übten vor ihrer Umschulung unqualifizierte Tätigkeiten aus und mussten dabei schlechte Arbeitserfahrungen machen.

Der Großteil der Schülerinnen und Schüler und vor allem ihre Eltern wissen über diesen Zusammenhang Bescheid, weswegen sie möglichst hohe Schulabschlüsse anstreben. Eine Hilfsarbeit steht bei ihnen jedenfalls nicht auf dem Wunschzettel eines zukünftigen Berufes, weil sie über die damit verbundenen Konsequenzen unterrichtet sind. Eine jahrzehntelange Helfer- oder Anlernertätigkeit führt zu gesundheitlichen Verschleißerscheinungen und zur beinharten Aussage von Arbeitgebern: „*Wenn du krank bist, brauch ma di net*“.

Die Entscheidung, eine neue Berufsausbildung zu machen oder eine angefangene abzuschließen, ist überwiegend auf die bereits gemachten Erfahrungen in der Arbeitswelt zurückzuführen. Die knapp zweijährigen Schulungen werden in Kauf genommen, um bessere Arbeitsbedingungen und neue Perspektiven am Arbeitsmarkt zu erlangen, die zuvor aus unterschiedlichen Gründen abhanden gekommen sind. Die Berufswahl ist längst nicht mehr bloß eine Angelegenheit von Jugendlichen, sondern zu einem fixen Bestandteil vieler Berufskarrieren geworden (vgl. Kapitel 7).

Jugendliche mit Migrationshintergrund werden im Bezug auf ihre Berufswahl oft enttäuscht, sie müssen ihre Berufswünsche Schritt für Schritt zurücknehmen und andauernd Abstriche an ihren beruflichen Zielen vornehmen. Für eine Gesellschaft sind junge, enttäuschte Menschen kein Gewinn. Der wichtige Auftrag der Politik, für das Wohlbefinden weiter Teile der Bevölkerung zu sorgen, wird bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund vernachlässigt. Bereits im Schulsystem wird ihnen eine untergeordnete gesellschaftliche Rolle zugeteilt.

Die besten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Berufswahl sind ein „starker sozialer Hintergrund“ und eine „gute Ausbildung“ in Kombination mit besonderen „persönlichen Fähigkeiten“ plus einer gewissen Flexibilität. Selbst wenn nur zwei dieser Komponenten erfüllt werden können, lässt sich immer noch eine relativ zufrieden stellende Berufswahl treffen. Eine starke soziale Vernetzung allein kann über viele Probleme bei der Berufsfindung hinweghelfen, während die Komponenten „gute Ausbildung“ und „persönliche Fähigkeiten“ in isolierter Form keine ausreichend gute Voraussetzung für eine gelungene Berufswahl darstellen. Am schwierigsten haben es diejenigen arbeitsfähigen Personen, die keine dieser wichtigen Komponenten vorweisen können.

Die Bedeutung dieser drei Komponenten für die Berufswahl lässt sich mit der vorliegenden Studie empirisch belegen. Im übertragenen Sinn lässt sich sagen: Dreikomponentenkleber sind besser als Zwei- und Einkomponentenkleber. Ohne einen dieser qualitativ unterschiedlichen „Klebstoffarten“ wird es schwierig, eine erfolgreiche Berufskarriere zu starten und damit einen sicheren Halt am glatten Parkett des Arbeitsmarktes zu finden.

Literatur

Becker, G.: Human Capital. A Theoretical and Empirical Analysis with Special Reference to Education, New York, 1964.

Bernard C., Schlaffer E.: Rückwärts und mit Stöckelschuhen, Köln 1989.

Boeckmann, K.B.: Zweisprachigkeit und Schulerfolg. Das Beispiel Burgenland. Frankfurt/Main, 1997.

Bourdieu P.: Das Elend der Welt, Konstanz, 1997.

Brizic K.: Das geheime Leben der Sprachen, in: Herzog-Punzenberger (Hg), Bildungsbenachteiligung in Österreich und im internationalen Vergleich, Wien 2006.

Flick, U.: Qualitative Sozialforschung, Reinbek bei Hamburg, 2002.

Girtler, R.: Methoden der Feldforschung, Wien, 2001.

Mayring, Ph.: Qualitative Sozialforschung, Weinheim und Basel, 2002.

Reinprecht, Ch.: Soziale Selektion im Bildungssystem, Vorlesung am 25. 10. 2007, Wien.

Schultz, T.: Investment in Human Capital, in: American Economic Review, 51: 1-17, 1961.

Schütze, F.: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung, München: Fink, 159-260, 1976.

Weiss, H.: Bildungswege der zweiten Generation in Österreich, in: Herzog-Punzenberger (Hg), Bildungsbenachteiligung in Österreich und im internationalen Vergleich, Wien 2006.

Zelger, J.: Kundenwünsche verstehen und gewichten durch das PC-unterstützte Verfahren GABEK. In: Buber R., Holzmüller H., (Hrsg.): Qualitative Marktforschung, Wiesbaden: 697-712, 2007.

Zeitschriften, Studien, Internet

Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur, bmuk: Informationsblätter des Referats für Migration und Schule Nr. 1/2008 und Nr. 3/2008.

Gugitscher, Kafenda, Nekolny: Bericht 2006/2007, Bewerbungstraining für SchülerInnen, Workshops im Rahmen von „Arbeitswelt und Schule“

Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft: Vorbildungseffekte der Polytechnischen Schule im Hinblick auf die Überleitung ihrer Absolventen in die Lehrlingsausbildung, Ergebnisse einer Lehrbetriebsbefragung, ibw – Reihe Bildung & Wirtschaft Nr.25, Wien, Feber 2004.

Öibf, Schlögl/ Lachmayr: Soziale Situation beim Bildungszugang. Motive und Hintergründe von Bildungswegentscheidungen in Österreich, Wien 2004.

Statistik Austria: Bevölkerungsstruktur, Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit und Geburtsland 2007.

Van de Werfhorst/Andersen: Social Background, Credential Inflation and Educational Strategies, in: Acta Sociologica, December 2005.

www.sagepublications.com

Wirtschaftskammer Österreich: Lehrlinge in Österreich, Ergebnisse der Lehrlingsstatistik der Wirtschaftskammern Österreichs, Stand 31.12.07.